

ERV

KLAUS SIEGMUND

DER ROTE FISCH

KURZGESCHICHTEN

AUGSBURG 1996

1. Auflage Februar 1996
© Erwin Rauner Verlag Augsburg 1996
Alle Rechte vorbehalten
Gesetzt mit \TeX Donald E. Knuths
Druck: Maro Druck+Satz, Augsburg
ISBN 3-9804409-1-5

Der böse Geist	7
Die weißen Fische	13
Das Boot	22
Verwirrung	25
Man darf die Beine nicht auf den Tisch legen!	29
Sonnenuntergang	39
Der rote Fisch	52
Eine Halluzination?	57
Zu spät	64
Das Pferd	67
Das Erwachen	69
Gedankenlosigkeit	76
Ein Exhibitionist?	81
Die Augen des Fischers	88
Der große Fisch	93
Der Lacher	96
Die Einladungen lassen auf sich warten . .	99
Das Zeitloch	105
Die verlorene Maske	111
Der Schriftsteller	115

Der böse Geist

Heut endlich sah ich ihn zum ersten Mal. Ich wußte ja längst, daß er um mich war, sich überall dort aufhielt, wo ich mich gerade befand, daß er mir Beine stellte, mich in Fallen lockte, daß er alles, was ich auch immer unternahm, zu meinen Ungunsten veränderte.

Wie oft schon hatte ich mich nach ihm umgeblickt – ich ahnte doch, daß er hinter mir stand –, aber jedesmal war er meinem Blick geschickt ausgewichen, ja, es schien fast, als wäre er durch meinen Blick beiseite gedrückt worden. Vielleicht war das auch so, denn wer kennt sich schon in der Welt dieser bösartigen Gesellen aus.

Die Einwände sind mir bekannt! Man wird sagen: Das bildest du dir ein. Gespenster, Hexen, böse Geister gehören einer anderen Zeit an, sind Gestalten des finsternen Mittelalters, Produkte einer zügellosen Phantasie oder gar geschäftstüchtiger Unternehmer, die diese Spukgestalten, vermutlich gegen ein mageres Entgelt, in alten Schlössern auftreten lassen, um Besucher anzulocken und die Eintrittspreise erhöhen zu können. Mag sein. Mag auch sein, daß sie nur dem erscheinen, der an sie glaubt, der davon überzeugt ist, daß sie existieren. Und das träfe auf mich zu. Ich will das offen bekennen. Ich glaube an diese unsichtbaren, hinterhältigen, auf allerlei bösartige Possen versessenen Übeltäter. Weshalb ich das tue? Was weiß ich.

Wenn ich Ihnen mein Leben erzählen wollte! Aber das will ich nicht. Vielleicht ist es eine Art Scham, die mich davon abhält, vielleicht auch fürchte ich die leichte Trauer, die mich jedesmal umfängt, sobald ich mein Leben, oder

auch nur einen Teil meines Lebens, an meinem Innern vorbeiziehen lasse. Also wenn ich Ihnen mein Leben erzählte, vielleicht würden auch Sie dann an böse Geister glauben. Ich will Ihnen, um in der weniger schmerzenden Abstraktheit der Aussage zu bleiben, nur Folgendes sagen: Was ich auch immer unternahm, es ging schief, ich scheiterte, erlitt Schiffbruch, brachte es zu nichts oder wie man Mißerfolge auch immer umschreiben mag.

Was heißt das schon, werden Sie sagen. Vielen geht es so. Das ist nichts anderes als Schicksal, oder es sind unglückliche Zufälle. Es gibt nun einmal diese Pechvögel, denen alles daneben geht.

Ich kenne diese Argumentation. Oft mag sie auch zutreffen. Aber nicht auf mich! Zu deutlich habe ich ihn stets um mich gespürt. Nein, ich muß mich korrigieren: nicht immer, nicht von Anfang an. Zunächst, in den ersten dreißig Jahren meines Lebens, glaubte ich wie Sie an Zufälle, Mißgeschicke, an ein unglückliches Schicksal, das mir von einer neidischen Fee in die Wiege gelegt worden ist. Aber eines Abends, ich hatte eben, da mich die Augen zu schmerzen begannen, ein Buch über medizinische Psychologie zugeschlagen, da kam mir, wie ein Blitz aus heiterem Himmel, die Erleuchtung, daß ich alle meine Mißhelligkeiten einem bösen Geist zu verdanken hätte. Und von dieser Stunde an spürte ich ihn Tag für Tag deutlicher um mich.

Zunächst war es mir, als ob ich bei, oder besser vor jedem meiner Unglücksfälle einen leichten, fast unmerklichen Luftzug verspürte, den ich zunächst nicht lokalisieren konnte. Ich sah mich jedesmal um. Natürlich entdeckte ich nichts. Wie sollte ich auch. Geister sind unsichtbar, hatte

man mich schon in meiner Kindheit gelehrt, und wenn das zutraf, mußte das auch für böse Geister gelten. Aber schon kurze Zeit darauf spürte ich deutlich seinen Atem in meinem Nacken, unmittelbar unter dem Haaransatz, und einige Monate später eine leichte Berührung an der gleichen Stelle, mit der er mir sein unheilvolles Eingreifen in mein Leben ankündigte. Da wußte ich schließlich mit letzter Sicherheit nicht nur, daß ich einen dieser üblen Burschen zum Begleiter hatte, sondern auch daß er sichtbar war. Denn sagen Sie selbst: Was man als Berührung wahrnehmen kann, ist stets auch mit den Augen zu erfassen.

Ich muß bekennen, daß mich das Wissen um meinen ständigen Begleiter zunächst erschreckte, bald aber tröstete. Sicher wird Sie das überraschen. Aber es war mir ein Trost zu wissen, daß nicht ich Schuld trug an der Kette von Unglücksfällen, aus der sich mein Leben zusammensetzt. Wäre er nicht gewesen, wie leicht hätte ich auf den Gedanken kommen können, daß all meine Mißgeschicke und Mißerfolge auf mein persönliches Versagen zurückzuführen seien, auf mangelnde Erfahrung, Leichtgläubigkeit, Leichtfertigkeit, vielleicht gar Dummheit und wer weiß was noch alles. Stellen Sie sich den psychischen Zustand eines Menschen vor, der sich mit diesen negativen Werturteilen konfrontiert sieht! Nicht ausdenkbar.

Es ist durchaus möglich, daß der Gedanke des Versagens mein Unterbewußtsein belastete – bewußt wurde er mir nie –, denn sobald mir klar war, wer da so hinterhältig seine Fallstricke spannte, wurde ich in meiner ganzen Art freier, handelte ich spontaner und fühlte mich erlöst von allen Gewissensbissen und Schuldgefühlen, sobald mir wieder einmal

“etwas zustieß”, wie ich es nannte. Denn mich, das werden Sie zugeben müssen, traf ja an diesem Geschehen keinerlei Schuld. Er trug sie, er, der, wie ich vermutete, mit einem häßlichen Lachen auf seinen Lippen hinter mir stand, mir in den Nacken blies, mich berührte, aber stets, sobald ich mich nach ihm umdrehte, meinem Blick auswich, als fürchtete er, ich würde ihm seine Boshaftigkeit unter die Nase reiben.

Doch das hätte ich nicht getan. Was hätte es auch geholfen? Einem bösen Geist die Leviten lesen? Nichts als sinnlos vergeudete Zeit! Also schwieg ich, sah mich nur jedesmal, wenn er mir wieder ein Bein gestellt hatte, um, warf ihm, der ja irgendwo hinter oder neben mir stehen mußte, indem ich mich auf dem Absatz um meine eigene Achse drehte, einen halb wütenden, halb mitleidigen Blick zu und dachte mir: Daß du dich nicht schämst, einen harmlosen Menschen wie mich immer wieder über deine ausgespannten Fallstricke stolpern zu lassen! Manchmal schien es mir dann, als hörte ich, sobald ich meine Kreisbewegung beendet hatte und etwas außer Atem vor mich hin sah, hinter mir ein fast lautloses Kichern. Aber ich kann mich auch getäuscht haben.

Gestern aber habe ich ihn gesehen. Nein, er hatte sich nicht angekündigt, nichts hatte auf dieses Ereignis hingedeutet. Ich war, was ich oft tue, durch die Stadt geschlendert und schließlich vor dem Schaufenster eines Geschäftes stehengeblieben. Was da auslag, kann ich Ihnen nicht sagen, denn gerade als ich mich dem Warenangebot zuwandte, sah ich unmittelbar neben dem Spiegelbild meines Gesichtes das einer reizenden Frau, und es war auch deutlich zu erkennen, daß sie mir zulächelte. Gerade machte ich Anstalten, das Lächeln zu erwidern, da tauchte sein Gesicht zwischen ihrem und meinem

auf. Es drängte sich ein, drückte unsere Gesichter sozusagen auseinander und verdeckte schließlich das ihre. Mit einem Mal waren diese herrlich geschwungenen herzförmigen Lippen, diese zarten Wangen und diese leuchtenden dunklen Augen – Augen, sage ich Ihnen! –, all dieser Zauber, der mich noch eben berauscht hatte, verschwunden, und sein Gesicht starrte mich an.

Es war nichts Böses in diesem Gesicht, nichts Häßliches. Es war das Gesicht eines Mannes, das sehr konzentriert an mir vorbei in die Auslagen sah, als hätte es da etwas entdeckt, das seine ganze Aufmerksamkeit erforderte.

Ich war natürlich von diesem Anblick etwas überrascht, das können Sie sich denken! Denn einen bösen Geist hatte ich mir ganz anders vorgestellt: mit Ziegenbart, gehöckerter Nase, knotiger Stirn und tückisch flackernden Augen, eben mit all den Attributen, die ihm Sagen und Märchen zuschreiben. Nichts von alledem. Es war, wenn ich so sagen darf, ein durch und durch normales Männergesicht. Doch das hätte mich nicht überraschen dürfen. Konnte ich erwarten, daß er sich in seiner eigentlichen Gestalt zeigen würde? Sicher nicht. Ein Geist kann jede Gestalt annehmen, und wenn er einmal, aus welchen Gründen auch immer, bereit ist, sich mir, wie in diesem Schaufenster, zu zeigen, dann natürlich nur in einer Weise, die in mir keinerlei Verdacht, daß er es ist, aufkommen lassen sollte.

Aber er unterschätzte mich. Ich erkannte ihn fast sofort. Ja, sofort, wenn man die Schrecksekunde, die man sogar jedem Autofahrer in unfallträchtigen Situationen zubilligt, außer Betracht läßt. Ich sah ihn lange und aufmerksam an, selbstverständlich nur im Schaufensterglas, denn hätte ich

mich umgedreht, wäre er, wie schon so oft, durch meinen Blick beiseitegedrückt worden.

Schließlich verschwand er aus dem Glas, und ich schlenderte weiter durch die Stadt, durchaus nicht beunruhigt durch das fast körperliche Zusammentreffen mit ihm. Jetzt weiß ich doch wenigstens, mit wem ich es zu tun habe. Das mag übertrieben klingen, denn ich habe ja nur eine seiner sicher zahllosen Erscheinungsweisen wahrgenommen. Dennoch habe ich das Gefühl, ihn jetzt besser zu kennen. Und daß er die Gestalt eines gewöhnlichen Sterblichen angenommen hat, kann doch darauf hindeuten, daß er persönlich nichts gegen mich hat, er nichts anderes tut, als seinen Auftrag erfüllen. Und wer darf ihm das schon übelnehmen.

Die weißen Fische

Er wandte sich dem Fenster zu. Sein Gesicht hatte er sich eingepägt, bis in alle Einzelheiten. Nicht nur sein Gesicht, auch die Bewegung seiner rechten Hand, die jedesmal, sobald er zu sprechen begann und die Augen der Zuhörer auf sich gerichtet fühlte, aufzuckte, bis in Brusthöhe hochschnellte, sich hier zu beruhigen schien und dann, einen Bogen beschreibend, herabsank, so als glitte sie wohlwollend, tröstend, zugleich aber impertinent über einen Frauenkopf. Alles war ihm gegenwärtig und würde unauslöschlich in seiner Erinnerung bleiben, denn auf sein Gedächtnis konnte er sich verlassen.

Er blickte hinunter in den Hof des Gerichtsgebäudes, auf das ovale, von hellgrauen Bruchsteinplatten eingefasste Wasserbecken mit den drei Pinguinen. Fast ganz schwarz, nur die Schnäbel und Schläfen etwas aufgehellt, standen sie auf dem breiten Beckenrand. Der mittlere, größte, starrte in den dunstigen Sommerhimmel, der rechte auf ein am Beckenrand geparktes Auto, der dritte döste mit gesenktem Kopf vor sich hin. Man hatte den Eindruck, als seien sie von einer reichlichen Mahlzeit gesättigt, denn sie beachtetten nicht die zahlreichen Fische im klaren Wasser des Beckens: weder die roten, die mit kaum sichtbaren Bewegungen ihrer gelblichen, transparenten Flossen, eng aneinandergedrängt zu einem dichten Schwarm, regungslos im Wasser standen, noch die hellschuppigen, fast weißen, die unruhig das Becken durchschwammen, mit jedem der kräftigen Flossenschläge die Richtung ändernd.

Erst seit einigen Wochen wußte er das Bild zu deuten. Die drei Pinguine waren die Richter, die bei jedem der

Mordprozesse, denen er mit großer Aufmerksamkeit beiwohnte, schwarz und unbewegt hinter der erhöhten Richterbank saßen, die Fische die in einem dieser Mordprozesse Verurteilten oder Freigesprochenen, also sogenannte "erledigte Fälle". Davon zeugte deutlich die Haltung der schwarzrobigem Gesellen, das Sichabwenden oder Vorsichhindösen. Und daß die roten Fische die des Mordes überführten und zu langer Kerkerhaft verurteilten, die hellschuppigen die freigesprochenen Angeklagten darstellten, auch daran gab es nichts zu deuteln. Denn wer eine lange Haftstrafe abbüßt, hat so wenig Bewegungsfreiheit, daß sie, wie die Flossenbewegung der roten Fische, kaum noch wahrnehmbar ist. Wer aber nach monatelanger Untersuchungshaft als freier Mensch den Gerichtssaal verläßt, wird sicher so kopflos wie die weißen Fische den wiedergewonnenen Freiraum durchstreifen.

Er drehte sich um zu den zahlreichen Menschen, die in Gruppen zusammenstanden und leise miteinander sprachen, so als fürchteten sie, ein lautes Wort könnte auch sie verdächtig erscheinen lassen. Er sah unmittelbar neben dem Treppenaufgang die drei Angeklagten stehen: Vater, Sohn und, von beiden durch einen der Verteidiger getrennt, neben einem Polizeibeamten den Freund des Sohnes, den Angeklagten, dessen Gesicht und Gehabe er nicht vergessen durfte und auch nicht vergessen würde. Denn nach dem bisherigen Verhandlungsverlauf – der Prozeß war fast abgeschlossen – erwartete ihn nur eine kurze Freiheitsstrafe von zwei oder drei Jahren. Bald also würde er wieder einer der Menschen sein, denen er auf seinen täglichen Gängen durch die Straßen der Stadt begegnete. Fest stand, daß er bei dem Raubmord an dem Sozialhilfeempfänger, der durch eine Erbschaft plötzlich

vermögend geworden war, zugegen war, zweifelhaft aber blieb, ob und inwiefern er sich an der Ausführung der Tat beteiligt hatte. Er behauptete, dazu sei er allein schon zu betrunken gewesen, und die Aussagen der Zeugen sowie die Ausführungen der Sachverständigen schienen seine Aussage zu bestätigen.

Sicherlich, sagte er sich, ist unter den Freigesprochenen der eine oder andere, der nur durch unglückliche Umstände in Verdacht geraten ist, vielleicht sogar einer, dem dieses Verbrechen so fern liegt wie mir. Aber was nützen schon diese Überlegungen, wo es doch unmöglich ist, die Schuldlosen von den wirklichen Mördern zu unterscheiden.

Er mußte sich also, um sicher zu gehen, das Aussehen aller weißen Fische, wie er die in einem Mordprozeß Freigesprochenen oder nur zu kurzen Haftstrafen Verurteilten seit einigen Wochen nannte, einprägen, vor allem das am wenigsten Veränderbare an ihnen, ihre Gesichter. Deshalb besuchte er jeden der nicht gerade häufigen Mordprozesse in dieser Stadt, in die er sich nach seiner Pensionierung zurückgezogen hatte. Denn er sagte sich: Wenn ich weiß, woher mir eine tödliche Gefahr droht, dann kann ich mich auch vor ihr schützen.

Und das tat er. Er ging offenen Auges durch die Straßen, musterte aufmerksam alle Menschen, die ihm begegneten, und sobald er einen seiner weißen Fische entdeckte, bog er in eine Seitenstraße ein oder flüchtete in ein Geschäft oder einen Hauseingang. Fand sich kein anderer Ausweg, kehrte er einfach um.

Der Fragwürdigkeit seines Handelns war er sich bewußt. Sicher, sagte er sich, begegne ich dann und wann einem weißen Fisch, dessen Gesicht ich mir nicht einprägen konnte, weil er in einer anderen Stadt vor Gericht gestanden hat und dort der gerechten Strafe entgangen ist. Ein Verwandtenbesuch, eine geschäftliche Angelegenheit oder ein anderer Grund kann ihn hierhergeführt haben. Ich bin ihm ausgeliefert. Ebenso allen potentiellen Mördern, also allen jenen, denen vielleicht nicht einmal bewußt ist, welche Raubtierinstinkte in ihnen schlummern und wie leicht sie geweckt werden können. Ihnen begegne ich wahrscheinlich tagtäglich. Auch daran ist nichts zu ändern. Aber ein Mensch, der bewußt lebt, sollte sich wenigstens vor den Gefahren zu schützen suchen, die er mit Hilfe seines Verstandes erkennen kann.

Die Glocke ertönte. Die Pause war also beendet. Die Gruppen lösten sich auf. Alle eilten in Richtung der Zuhörereingänge und verschwanden im Gerichtssaal.

Er stand eine Zeitlang unschlüssig herum. Weshalb sollte er noch eine weitere Stunde, oder gar zwei, dem Prozeß folgen? Ja, weshalb? Das Urteil schien doch festzustehen, das Gesicht des weißen Fisches hatte er sich eingepägt. Und falls der Prozeß noch eine überraschende Wendung nehmen sollte – das würde er ja aus der Tageszeitung erfahren.

Er warf nocheinmal einen kurzen Blick durch das Fenster auf das Fischbecken, ging dann die breite Treppe hinunter, durchquerte die Eingangshalle und trat durch die Glastür ins Freie.

Wie stets, wenn er ein Haus verließ, schloß er zunächst die Augen und ließ die Gesichter der dreizehn weißen Fische, an deren Strafverfahren er als Beobachter teilgenommen

hatte, an sich vorbeiziehen. In aller Klarheit sah er sie vor sich, aneinandergereiht wie die Bilder der Terroristen, die an den Wänden des Gerichtsgebäudes herumhingen und die Bevölkerung zur Mithilfe bei ihrer Suche aufforderten. Dann öffnete er wieder die Augen.

Vor sich sah er jetzt das Stadttheater, dieses häßliche, beige, durch antike Stilelemente verunstaltete, halbrunde Gebäude. Davor die große Straßenkreuzung mit rot und grün aufleuchtenden Verkehrsampeln. Rechts die breite, belebte Straße, auf beiden Seiten von Bäumen flankiert. Alle von gleicher Höhe, alle mit den gleichen runden, nach oben konisch zulaufenden Kronen, alle den fast gleichen, jetzt, gegen Mittag, kreisrunden Schatten auf Straße und Bürgersteig legend.

Der Anblick überraschte ihn. Wie oft schon war er durch diese Glastür getreten, niemals aber hatte er den Platz in dieser Lichtfülle gesehen. Ein Licht, das nichts verbarg, in dem sich jede Einzelheit abzeichnete. Selbst Fliegen und Schmutzspritzer glaubte er an den Ampelmasten und Theatertüren entdecken zu können.

Mit einem Mal wurde ihm bewußt, daß er lange Jahre wie blind durch die Straßen gegangen war. Ja, wie blind, denn stets war sein Blick nur auf die Gesichter der Passanten gerichtet, nur sie hatte er wahrgenommen, alles andere nicht beachtet.

Heut nicht, sagte er sich, nein, heut nicht! Für einige Zeit will ich all das sehen, was sich mir so lange hinter den weißen Fischen verbarg. Und wäre es nur für eine Stunde!

Er bog in die Straße ein, die zu seiner Straßenbahnhaltestelle führte, sah vor sich die ziegelroten, von der Sonne hell

ausgeleuchteten rechteckigen Betonplatten des Bürgersteigs, an seinem Rand zur Straße hin die glatten, hellgrauen Stämme, in gerader Linie aneinandergereiht, sah, wie sie aus der Fahrbahn Rechtecke schnitten, immer schmalere Rechtecke, je weiter er den Blick nach vorn gleiten ließ, Rechtecke, durch die Fahrzeuge glitten, rote, grüne, gelbe, in allen Farben, eine endlose Kette.

Wie brummende und dann und wann aufheulende Tiere hinter grauen Gitterstäben, sagte er sich. Ja, wie Raubtiere, die eine Beute gewittert haben.

Er hatte den ersten Baum erreicht und blieb stehen. Wie erfrischt fühlte er sich durch den Schatten, der aus dem dichten Laubwerk auf ihn herabfiel. Noch immer fuhren die Autos durch das Gitter der Stämme; aber sie hatten alles Raubtierhafte verloren, glitten jetzt viel ruhiger und auch weniger geräuschvoll an ihm vorbei.

Er blickte hinüber auf die andere Straßenseite: helle Fassaden mit dunklen Fensterrechtecken, aus denen die Kronen der gegenüberliegenden Baumreihe halbrunde, grüne Flächen schnitten. Darüber rote Dächer mit rußigen Schornsteinen, auf denen Tauben saßen. Mit einem Mal durchdrang ihn ein Gefühl unbeschreiblicher Sicherheit, so als hätte er mit diesem Schattenfleck eine rettende Insel erreicht oder als wäre er von unverwundbaren, unsichtbaren Wänden umgeben.

Ein berausches Gefühl, sagte er sich. Ein Gefühl, das ich seit Jahren vermißt, vielleicht nie gekannt habe. Ja, nie habe ich mich so sicher gefühlt wie in diesem Augenblick. Und das nur, weil ich im Schatten dieses Baumes stehe?

Er trat aus dem Schatten heraus. Pflaster, Bäume, Asphalt, die Fassaden der gegenüberliegenden Häuser: alles hatte

sich durch die wenigen Schritte verändert, lag jetzt leblos, wie erstarrt durch die starke Sonneneinstrahlung in seinem Blick. Und doch war es ihm, als erfasse diese Starre nur die Oberfläche der Dinge, als verberge sich hinter ihr eine rumorende Unruhe, die er geradezu körperlich wahrzunehmen glaubte. Und während er diesem Phänomen noch nachsann, entdeckte er ein hellgraues Auto, das sich ihm näherte und dabei die Gestalt eines seiner dreizehn weißen Fische annahm.

Rasch lief er zum nächsten Baum und lehnte sich, erschöpft durch die ungewohnt schnelle Bewegung, an den Stamm.

Es ist also der Schatten, sagte er sich, als er wieder zu Atem gekommen war und einem anderen hellgrauen Auto nachblickte, das nichts als ein Auto war. Es ist der Schatten, und wenn ich die weißen Fische von mir fernhalten und mir dieses beglückende Gefühl der Sicherheit eine Zeitlang erhalten will, muß ich hier im Schatten stehen bleiben oder eben die Schattenlücken möglichst rasch zu überwinden suchen.

Er sah auf die Uhr. Es war schon fünf nach halb eins. Er hatte keine Wahl, mußte sich beeilen, wenn er die Straßebahn erreichen wollte. Seine Frau wartete sicher schon mit dem Essen auf ihn.

So schnell es ihm sein Alter erlaubte, durchquerte er die von der Sonne wie ausgebleichten Flächen ziegelroter Betonplatten, hielt, sobald er den nächsten Baumschatten erreicht hatte, einen Augenblick an, um Atem zu schöpfen, ging dann ruhig, jedesmal mit dem Gefühl beglückender Sicherheit, zum gegenüberliegenden Schattenrand, bis er

schließlich den Baum unmittelbar neben der Straßenbahnhaltestelle erreicht hatte.

12.40 Uhr. Die Straßenbahn war noch nicht da. Sie mußte sich verspätet haben. Oder seine Uhr ging vor.

Zunächst glaubte er allein zu sein. Dann entdeckte er einen Mann, der an der fensterlosen Rückwand des Bankgebäudes lehnte.

Ein eigenartiges Gesicht! Rund, vorstehende Jochbeine, die Augen leicht zusammengekniffen – wohl um sie vor der Sonne zu schützen –, die Lippenwinkel etwas nach oben gezogen. Als ob er lächelte, sagte er sich, als ob er lächelte... Aber er lächelt nicht... Es ist das Gesicht... das Gesicht des...

Er beendete den Satz nicht, denn plötzlich spürte er einen stechenden Schmerz am Brustbein. Er versuchte tief einzuatmen, um sich von dem Schmerz zu befreien, aber seine Brust war wie von Stahlbändern zusammengepreßt, und als es ihm schließlich gelang, den Widerstand zu überwinden, war es ihm, als erreiche die Luft nicht die Lunge.

Ein unbeschreibliches Angstgefühl erfaßte ihn. Hilfesuchend sah er hin zu dem Mann an der Wand. Der schien ihn nicht zu bemerken, lächelte noch immer, aber rührte sich nicht. Doch die Hauswand neben und über ihm geriet in Bewegung, begann eigenartig zu schwanken: einzelne Wandstreifen pendelten nach rechts, andere nach links. Und mit einem Mal brach die Wand auseinander, und die Wandstreifen stürzten auf ihn herab...

Eine halbe Stunde später stand seine Frau an seinem Bett in der Intensivstation. Er sah sie an, schien sie aber nicht zu erkennen. Er sagte nur mehrmals:

“Die weißen Fische... die weißen Fische...” und nach einer langen Pause, in der die Stille nur durch sein röchelndes Atmen unterbrochen wurde:

“Eine Falle... eine F...”

Seine Frau blickte mit vor Schreck geweiteten Augen fragend zu dem Arzt hinüber, der neben der Tür stehen geblieben war. Der schwieg, zuckte nur fast unmerklich mit den Schultern. Doch aus seinem Blick glaubte sie eine Antwort ablesen zu können, nämlich daß Menschen im Todeskampf immer unbegreiflich sind und oft die seltsamsten, anderen, und wohl auch ihnen selbst, unverständlichen Worte von sich geben.

Das Boot

Da war sie wieder, die Stimme, die ihn aus seinen Träumen aufschreckte. Schrill klang sie, obwohl er wußte, daß sie es nicht war, schrill wie das Kreischen eines Messers, an dem ein Schleifstein entlanggleitet, und wie ein Messer zerschneidet sie ihm auch eine Welt, die er an diesem Tag in sein Fenster gesetzt hatte. Es war ihm, als knickten, wie von einer heftigen Bora getroffen, mit einem Mal alle Masten der Schiffe in diesem stillen Hafen, als zerfielen die kantigen, die Bucht schützenden Felsvorsprünge in graue Farbflecken, als wirbelten blaue Wogen auf und zerflössen in farblose Wassertrümmer. Ein Chaos, das ihn erschreckte und das die von neuem gegen ihn prallende Stimme nicht mehr veränderte.

Alles, was noch eben so friedlich vor ihm im matten Glanz der untergehenden Sonne gelegen und sein glücklich strahlender Blick Punkt für Punkt abgetastet hatte, war zerstört. Nur die Stimme war noch da, wenn auch jetzt weniger schrill:

“Sag’ mal, beachtest du mich überhaupt nicht mehr!”

Beachte ich sie nicht? Aber wer kann schon auf eine Stimme achten, wenn sein Blick auf dem Deck eines Dreimasters ruht, der hinter der grauen Felsnase mit dem Leuchtturm aufgetaucht und mit leicht flatternden Segeln in das ruhige Wasser der Bucht geglitten ist, und er dort ein weißes Boot mit einem schmalen, sich die ganze Bootsseite entlangziehenden blauen Band entdeckt hat mit dem Namen des Bootes, den er gerade zu entziffern versucht. Hätte sie nur etwas später mein Arbeitszimmer betreten, nur wenige Minuten oder gar Sekunden, ich wüßte jetzt, ob es Martha heißt oder Sieglinde, Delphin oder Nymphe oder einen anderen,

mir vielleicht ungewohnten oder gar unbekanntem Namen trägt.

“Du mußt den Garten gießen!”

Ich muß den Garten gießen, den Garten unter dem Fenster. Gärten müssen bei Trockenheit gegossen werden. Seit Tagen hat es nicht mehr geregnet.

Ja, ich werde den Garten gießen, sagte er zu sich selbst, während er hörte, wie sich die Tür wieder schloß, aber zunächst werde ich den Namen des Bootes auf dem Dreimaster entziffern, der eben das südliche Kap umfahren hat und schon tief in die Bucht eingedrungen sein muß.

Da war es wieder, das Bild. An der Mole vor dem weißen Sandstrand lagen die mächtigen Segelschiffe und zerschnitten mit ihren abgetakelten Masten und ihrem stehenden Gut die nur von flachen Wellen bewegte tiefblau schimmernde Wasserfläche, die weit draußen, da, wo sie fast nahtlos in den Himmel überging, zu einem in helles Silber getauchten Band verschmolz. Rechts ragten wieder die fast kahlen, nur hier und da mit einsamen Pinien besetzten, steil abfallenden grauen Felsmassen mit dem Leuchtturm auf, und schließlich war da auch wieder der Dreimaster, der schon tief in die Bucht eingedrungen war, eine flache Bugwelle, die bis an die Felsufer reichte, hinter sich herschleifend.

Es war kein schönes Schiff. Am Rumpf war an vielen Stellen die Farbe abgeplatzt oder eben vom Salzwasser abgelaugt worden, die Gallionsfigur, die nur wenig über den Bug hinausragte, hatte die Gestalt eines untersetzten Seemanns, in abgetragener blauer Jacke, mit leuchtend roter Nase. In der Rechten hielt er eine Flasche, auf der man mit einiger Phantasie – nur das w und k waren deutlich zu erkennen – das Wort Whisky lesen konnte. Die Segel waren von jenem

schmutzigen Grau, die Alter, Moder und Nachlässigkeit verursachen. . . Aber das Boot? Das weiß leuchtende Boot in all diesem Verfall, das Boot mit dem blauen Band? So oft er auch das Deck absuchte, seinen Blick vorbei an den schmutzigen Matrosen, die tatenlos an der Reling herumstanden, über Tauwerk, unordentlich festgezurte Kisten, Fässer und herumliegende Werkzeuge gleiten ließ – das weiße Boot war nirgends zu entdecken.

Er traute seinen Augen nicht, ließ seinen Blick von neuem über die Bucht wandern bis hin zum Leuchtturm, an dem sich gerade die untergehende Sonne zusammendrückte, ließ ihn dann fast ängstlich über das ruhige, kaum merklich bewegte Wasser der Bucht gleiten bis zu der leichten Bugwelle, tastete sich an ihr entlang an das Schiff heran, die Schiffswand hinauf, über einige rostbraune Flecken – als er aber das Deck erreicht hatte, war alles noch immer in dem gleichen Zustand, in dem es wenige Sekunden vorher sein Blick verlassen hatte. Auch das weiße Boot fehlte noch immer.

Man behauptet ja oft, sagte er sich, der Glaube könne Berge versetzen oder der Wille die Welt verändern: Aussagen, die für den einen oder anderen eine Wahrheit enthalten mögen. Für mich sind sie im Augenblick ohne jede Bedeutung. Mir hat eine Stimme die Welt verändert, ein weißes Boot mit einem blauen Band zertrümmert, oder versenkt, oder in Luft aufgelöst, und ich werde wohl einige Tage über seinen Namen nachsinnen müssen – schließlich kenne ich mich –, wenn ich mir auch ziemlich sicher bin, daß ich ihn niemals erfahren werde.

Verwirrung

Ich kann sie nicht mehr sehen, dieses Weib! Die Zähne müßte man ihr einschlagen! Den Mund zukleben! Mich anzuleimen! Vor diesem Kommissar zu behaupten, ich hätte ihn eingelassen und später auch wieder hinausbegleitet. Einen Mann mit einem hellen Sommermantel. Gestritten hätten wir... Als Verdächtiger stehe ich nun da. Verdächtiger? Man wird mir den Mord anhängen! Nur weil diese blöde Ziege, diese Gans den Mund nicht halten konnte. Beweise haben sie ja... Beweise... Es stimmt ja auch, was sie gesagt, herausgeplärrt hat im Büro des Kommissars. Sie war nicht zu bremsen. Ich auch nicht. Aber wenn man einer solchen Megäre gegenübersteht. Wer kann sich da schon zurückhalten? Ich nicht. Andere auch nicht. Sicher nicht. Und gestern tauchte sie plötzlich vor mir auf. Dieser Hut! Dieses Gesicht! Ein Gesicht, an dem man nur vorbeisehen kann. Vorbeisehen muß, wenn einem nicht übel werden soll. Ganz klein war sie. Ganz klein! Es sei doch nur ein Spiel gewesen. Wir hätten doch einen Film gedreht. Nur einen Film gedreht... Als ob das von Bedeutung wäre! Das ändert doch nichts daran, daß sie mich bei der Polizei angeleimt, mich zum Verdächtigen gestempelt hat... Zunächst antwortete ich ihr nicht. Dann aber wurde ich wütend. Ich mußte ja immer wieder in dieses jämmerliche Gesicht sehen. Ein Gesicht zum Wegsehen! Zum Wegsehen! "Es ist ja nur ein Film gewesen!" Immer die gleichen Worte. Als ob diese Tatsache ihr Verhalten entschuldigen könnte. "Nur ein Film!"... Bis ich platzte. Ihr sagte: Und wenn es auch nur ein Film war, eine Filmaufnahme, sie hätte doch den Mund halten können. Natürlich hätte

sie das. Dann wäre alles beim alten geblieben. Sie mußte, sagte sie, so hätte es schließlich im Drehbuch gestanden. . . Schamloses Geschwätz! Nichts mußte sie. Als ob es nicht noch so etwas wie gute Nachbarschaft gäbe. Man dem anderen, mit dem man Tür an Tür zusammenlebt, nicht den einen oder anderen Gefallen erweisen sollte! Das sagte ich ihr auch und auch, daß sie das typische Beispiel für den Verfall der Moral in der spätkapitalistischen Gesellschaft sei. Das war etwas überzogen, gebe ich zu. Aber gegen manche dieser Floskeln, die einem ständig aus Rundfunk und Fernsehen an die Ohren schlagen, kann man sich nicht wehren. Man schluckt sie hinunter, und irgendwann quetscht man sie wieder heraus. Weil sie einem Beschwerden bereiten. Wie Blähungen. . . Ja, wie Blähungen! Aber meine geblähte Ausdrucksweise hatte Erfolg. Wie ein erstickender Karpfen stand sie mit einem Mal vor mir. Das Maul weit aufgesperrt. So weit, daß ich, Interesse vorausgesetzt, hätte sehen können, was sie zum Frühstück hinuntergeschlungen hat. . . Eine überraschende Wirkung. Fast verlor sie die Sprache. Fast! Jedenfalls brachte sie keinen zusammenhängenden Satz mehr heraus. Stotterte. Erstickte fast an den Satzbrocken, die sie noch qualvoll – auch für mich! – herausquetschte. “Nur ein Film” . . . “Ein Film. . .” Als ob ich ihr nicht schon zuvor gesagt hätte, daß Moral an kein Medium gebunden sei. Daß es kein Medium gebe, in dem man die Moral unterdrücken dürfe. Auch nicht im Film! Vor allem nicht in Filmen, die für das Fernsehen gedreht werden. Sie sollte sich einmal die Folgen ihrer unmoralischen Verhaltensweise auf die Zuschauer vor Augen halten! Die Ansteckungsgefahr! Schlimmer als Aids! Wenn sie so weitermache, werde bald jedes Vertrauensverhältnis zwischen Nachbarn

zerstört sein. Das sagte ich ihr. Nein, nicht ihr. Diesem stotternden Karpfengesicht mit den aufgerissenen Kuhaugen. . . Sie erstarrte. Ja, erstarrte. Man sollte das bei so einem Weibsstück nicht für möglich halten. Aber sie war starr wie eine Holzlatte. . . wie ein Eichenstamm mit zahllosen Wucherungen, Auswüchsen. . . Keine Latte! Und war sprachlos. Ihr hatte es die Sprache verschlagen. Irgendwohin. Selbst in ihrem Gesicht war sie nicht mehr. Da waren nur noch die aufgerissenen Kuhaugen. . . der aufgerissene Mund. . . die aufgerissenen Nasenlöcher. Alles aufgerissen und in diesem Zustand erstarrt. So ließ ich sie stehen. Soll sie doch bis ans Ende der Zeiten. . .

Eigentlich hätte damit die Angelegenheit beendet sein können. Die Lehmann zum Schweigen, zum schweigenden Erstarren gebracht. Das war doch was! Ja, sie war sprachlos und blieb es. Aber die Kollegen waren es nicht. Wenn sie aufrecht zu mir gekommen wären! Sie schlichen sich – deutlich sah man ihnen ihr schlechtes Gewissen an –, sie schlichen sich mit gekrümmtem Rücken, leicht zusammengezogenen Augen, falschen, faltigen Gesichtern an mich heran. Ganz harmlos sah das aus. Dann sprachen sie von irgendetwas. Belangloses Zeug. Zunächst! Doch nach einiger Zeit – jedesmal waren fünf oder sechs Minuten vergangen, ich hätte das stoppen können – begannen sie in weinerlichem Ton auf mich einzusprechen. Zunächst glaubte ich, ich hörte nicht recht. Sie behaupteten das gleiche wie die Lehmann. Daß sie mich nicht habe verleumden wollen. Daß sie nur Worte, so wie sie im Drehbuch standen, gebraucht habe. . . Jetzt erstarrte ich. Das waren doch ihre Worte! Ihr hatte es die Sprache verschlagen. Schon als ich das feststellte, hatte ich

mich doch gefragt, wohin es sie verschlagen haben könnte. Jetzt wußte ich es: in die Gehirne meiner Kollegen. Mit meiner Beweisführung hatte ich ihr den Mund gestopft. Aber ihre Worte, diese Wortflut, hatten sich in den Kollegenhirnen festgesetzt. Und diese Worte quälten sie jetzt, wie mich die Floskel aus den Massenmedien, und sie mußten sie loswerden. Weshalb aber kamen sie damit zu mir? Doch wohl weil diese Worte ursprünglich an mich gerichtet waren. Die Lehmann hatte sie ja für mich bestimmt. Und das hatten diese Worte nicht vergessen. Deshalb kamen sie zu mir.

Was sollte ich dagegen tun? Von neuem mit ihnen über das unqualifizierbare Verhalten der Lehmann diskutieren? Welchen Sinn hätte das gehabt? Und außerdem: Ich war gelähmt, wie erstarrt, als ich dieses Wortecho auf mich einströmen hörte. Ich war erstarrt, unfähig zu einem Wort der Entgegnung. Und bin es noch jetzt.

Man darf die Beine nicht auf den Tisch legen!

Alle hatten mir das gesagt: meine Lehrer im Gymnasium, streng oder spöttisch, mein Vater mit heiserer Stimme – immer klang sie heiser, wenn er seinen Zorn nur mühsam unterdrückte –, meine Mutter lächelnd, so als wollte sie sich für die Ermahnung entschuldigen. Alle hatten es mir gesagt, ich aber hatte ihre Worte nicht ernst genommen. Weshalb auch? Es gab doch keinen Grund, der dagegen sprach, und niemand konnte oder wollte mir einen nennen. Nur angebrüllt hatte man mich, sobald ich zu fragen wagte, behauptet, das gehöre sich einfach nicht. Und damit basta!

Und doch hatten alle recht. Das habe ich im Laufe meines dreißigjährigen Lebens erfahren müssen.

Was habe ich nicht alles mit meinen Beinen von meinem Schreibtisch heruntergestoßen: einen Steingutaschenbecher, eine Kristallvase, meine geliebte Meerschaumpfeife. Alles war auf dem harten Eichenparkett zerschellt.

Diese Verluste, vor allem der äußerst schmerzliche meiner Meerschaumpfeife, hätten mich eigentlich zur Besinnung bringen müssen. Vor allem aber die Qualen, die ich in jenem Kellerlokal erduldet, als plötzlich einer meiner Freunde mit einer bildhübschen Blondine durch die Tür trat und ich mir beim Zurückziehen der Beine von der groben Holztischplatte einen Span in die Ferse stieß. Die Grimasse, die ich gezogen haben mag, als er sie mir – Margit hieß sie, wenn ich mich recht erinnere – vorstellte, weil mich der Span schmerzte und ich keine Möglichkeit sah, mich von dem schmerzenden Objekt zu befreien. Befreit, nicht von diesem Span, aber von meinem Laster, haben mich erst die tragikomischen

Ereignisse um den 60. Geburtstag von Tante Emma, und zwar für alle Zeiten.

Da mir die ständigen Mahnungen lästig geworden waren, hatte ich mich schon seit einigen Jahren darauf beschränkt, meinem Laster nur noch in meinem Zimmer zu frönen oder wenn ich mich unbeobachtet glaubte. Und unbeobachtet und nichts Böses ahnend saß ich an Tante Emmas Ehrentag an der festlich gedeckten Kaffeetafel, während sich die übrigen Gäste in einem Nebenzimmer Dias von Tante Emmas letzter Spanienreise ansahen, die ich schon kannte. Natürlich hatte ich, weil ich mich unbeobachtet fühlte, die Beine auf den Tisch gelegt. Ich träumte gerade von meinen Spanienreisen, die ich mit Tante Emmas Erbschaft machen würde, als sich plötzlich eine Hornisse – Vielleicht war es auch nur eine Wespe. Wer kennt schon den Unterschied! – auf meinem rechten, halbnackten Unterschenkel – das Hosenbein hatte sich etwas verschoben – niederließ und ich aus Furcht vor dem mörderischen Stich die Beine zurückzog. Und mit den Beinen das Tischtuch.

Durch das Klirren der zerschellenden Tassen und Teller aufgeschreckt, waren alle herbeigelaufen, hatten die Hände über dem Kopf zusammengeschlagen – nicht alle, aber Tante Emma, Mutter und zwei andere ältere weibliche Wesen –, mich strafend angeblickt, und Tante Emma hatte mich mit vor Erregung und Zorn blitzenden Augen gefragt, weshalb ich das getan hätte.

Was sollte ich antworten? Daß ich wieder einmal meinem Laster gefrönt und mich eine Hornisse – oder auch Wespe – fast in den rechten Unterschenkel gestochen hätte? Das klang mir zu lächerlich, und deshalb schwieg ich.

Und gerade das war das Dummste, was ich hatte tun können. Denn Tante Emma, das erfuhr ich erst später von Mutter, sah in dem Durcheinander von Tischdecke, zerfledderten Blumensträußen, halb oder ganz zertrümmertem Kaffeegeschirr und der großen, zu einem Fladen verunstalteten Geburtstagstorte, in die sich die drei Kerzen eines Leuchters gebohrt hatten, nichts anderes als einen Anschlag auf ihren Ehrentag. Ich hätte sie ja nie gemocht, hatte sie zu Mutter gesagt, und daß sie schon immer etwas Ähnliches von mir erwartet habe, aber nicht, daß ich ihr gerade am 60. Geburtstag einen so üblen Streich spielen würde.

Mir klingen noch jetzt die Ohren, wenn ich an diese Worte zurückdenke. Und wie hasse ich seitdem Hornissen, Wespen und all das andere fliegende Gesindel, das nichts anderes im Schilde führt, als unschuldigen Erdenbürgern die besten Zukunftsaussichten zu zerstören. Gerade das hat diese Hornissen-Wespe getan. Denn wie mir Mutter abschließend berichtete, könnte ich jetzt mit der mir doch bisher so sicheren Erbschaft, auf die ich meine ganze Zukunft gebaut habe, nicht mehr rechnen.

Mutter riet mir auch zu versuchen, Tante Emma umzustimmen, mich zu entschuldigen, ihr von dem fliegenden Stachel zu berichten und ihr zu bekennen, daß ich wieder einmal meinem allzu bekannten Laster verfallen sei, d.h., die Beine auf ihren Geburtstagstisch gelegt hätte.

Wer mich kennt, wird verstehen, wie schwer mir das fällt. Schuldig fühlen sich Menschen, denen es an Selbstbewußtsein fehlt: kleine Geister, Frömmler und ähnliche Typen. Ein Mensch, der wie ich sich seines Wertes bewußt ist, wie sollte der sich schuldig fühlen? Wenn in meinem Fall

irgendeiner Schuld trägt, dann diese Hornisse oder Wespe, oder eben auch Tante Emma, die diesen verhängnisvollen Unfall falsch gedeutet hat.

Ja, man mußte mich zu Tante Emma geradezu hinstoßen. Andererseits zog mich auch etwas zu ihr hin, nämlich ihr Schmuck, ihre Aktienpakete, ihre Häuser. Und zur Eile trieb mich ihre angeschlagene Gesundheit. Herzkrank, sagt sie, sei sie. Und jedesmal, wenn sie das sagt, fallen ihre Augenlider über die blaßblauen Rundungen ihrer Pupillen, ihre Gesichtshaut erschlafft, und ein durchdringendes Stöhnen quält sich aus ihrer voluminösen Brust. Allerdings nur, wenn sie von ihrem Leiden spricht, oder ein anderer es erwähnt, oder eben auch, wenn in ihrer Gegenwart ein Wort fällt, das sich auf ihre Krankheit beziehen könnte. Nur dann. Ansonsten ist sie voller Tatendrang und bewundernswürdiger geistiger Regsamkeit. Vor allem scheint sie mit geradezu kriminalistischen Instinkten ausgestattet. Wer immer eine erschöpfende, alle innersten Regungen umfassende Auskunft über irgendein, ihr vielleicht nur ganz nebenbei vorgestelltes menschliches Wesen haben will, braucht sich nur an Tante Emma zu wenden. Von ihr erfährt er alles.

Und so kennt sie auch mich bis in meine tiefsten Herzensgeheimnisse. Jedenfalls behauptet sie das. Auch deshalb fällt mir der Gang zu ihr so schwer. Wie soll ich ihr mit meinen dreißig Jahren Unerfahrenheit beibringen, daß ich nicht, wie sie immer behauptet, dieser leichtsinnige Bursche bin, der zu nichts taugt, der in aller Seelenruhe, von mitfühlenden Eltern gut genährt und gut gekleidet, auf ihr gottgefälliges Dahinscheiden wartet, um sich dann mit Hilfe ihres Vermögens in allen Lastern des menschlichen Lebens zu wälzen?

Aber was halfen alle Bedenken. Ich mußte diesen Weg zu ihr antreten. Und ich ging ihn, ohne irgendetwas um mich herum wahrzunehmen, weil ich immer an diese fatale Geschichte an ihrem Geburtstag zurückdenken mußte und, sobald die Erinnerung einen Augenblick aussetzte, bedrückende Bilder von einer ungesicherten Zukunft vor meinem inneren Auge aufstiegen.

Erst vor ihrem Haus in der Bischof-Ulrich-Straße erwachte ich aus meinen Alpträumen. In dieses Haus war sie vor nunmehr zwanzig Jahren gezogen, gleich nach dem Tod von Onkel Paul. Wohl weil sie meinte, daß der menschliche Charakter in einer nach diesem Helden und Heiligen benannten Straße keinen allzu großen Gefahren ausgesetzt sei. Ihr Charakter, davon ist sie überzeugt, war es nie. Aber sie legt Wert auf eine sittlich saubere oder doch zumindest weniger verschmutzte Umwelt.

Es war nicht mein freier Wille, daß ich schließlich vor ihrer Wohnungstür stand. Ich wurde geschoben, ich mußte einfach. Was sollte ich auch machen, wie mich ernähren, wenn einst meine mitfühlenden Eltern das Zeitliche gesegnet haben würden? Was können die mir schon hinterlassen! Höchstens für ein Jahr würde das reichen – ich habe mich eingehend erkundigt –, und dann säße ich auf dem Trocknen. Ich klingelte, natürlich zaghaft, um einen möglichst reumütigen Eindruck zu erwecken. Ich hörte ihre schnellen, energischen Schritte. Plötzlich stand sie vor mir mit weitgeöffneten, drohenden Augen und faltigem Hals, der durch die schwere goldene Kette etwas geglättet wurde, und dem voluminösen Oberteil, fast noch furchterregender als ihre Augen. Der

Rest blieb mir verborgen, weil ich es nicht wagte, den Blick zu senken und ich ihr zu nahe stand.

“Ich. . .”

“Komm rein!” unterbrach sie sofort meinen Versuch einer Entschuldigung, und nachdem ich ihr, eingeschüchtert durch den unfreundlichen Empfang, ins Wohnzimmer gefolgt war, sagte sie gebieterisch: “Setz dich!”

Ich beeilte mich, ihrem Befehl nachzukommen, und als ich wieder aufsaß, saß Tante Emma vor mir in ihrer ganzen mich bedrohenden Größe, wie zu Eis erstarrt, und unmittelbar über ihr, an der Wand, stand Onkel Paul, lebensgroß, in einem schwarzen Rahmen mit einer schwarzen Schleife an jeder Ecke. Mir schien es, als fühlte er sich in dieser übertriebenen Trauerumrandung nicht besonders wohl. Doch jetzt war keine Zeit für irgendwelche Vermutungen, ich mußte mich bei Tante Emma entschuldigen.

“Ich. . .”

Sofort unterbrach sie mich wieder.

“Du bist also gekommen, um dich für dein Attentat auf meinen 60. Geburtstag zu entschuldigen!”

“Es war. . .”

“...ein Attentat! Bestreite das nicht, Johannes! Und erkläre mir, wer dich dazu gebracht hat, ein Anarchist zu werden!”

“Anarchist” wollte ich sie schon laut verbessern – eine Unart, die mir schon manchen Ärger eingetragen hat –, glücklicherweise aber konnte ich das Wort, das schon bis zu meinen Schneidezähnen vorgedrungen war, gerade noch abfangen und wieder hinunterschlucken.

“Eine Hornisse. . .”, begann ich zu stottern. Aber Tante Emma schnitt mir sofort wieder das Wort ab:

“Du wirst mir doch nicht einreden wollen, daß diese stechenden Biester einen einigermaßen mit Verstand ausgestatteten jungen Mann zum Attentäter machen können!”

Hilfesuchend blickte ich über ihre etwas verstaubte, grau-blonde Perücke hinauf zu Onkel Paul, und es war mir, als hätte sich sein Gesicht jetzt etwas aufgehellt.

Tante Emma mußte meinen Blick bemerkt haben, denn sofort sagte sie:

“Wenn Onkel Paul noch lebte, er würde ganz anders mit dir verfahren. Er war ein Musterbild an bürgerlicher Tugend und Charakterfestigkeit!”

Jetzt grinste er wirklich, Onkel Paul, dieses ‘Musterbild bürgerlicher Tugend und Charakterfestigkeit’. Alles andere als das! Sicher wußte das auch Tante Emma noch, denn so stark konnte ihr Gedächtnis nicht gelitten haben. Jedes zweite Wochenende, wenn sie zu ihren Eltern fuhr – Onkel Paul konnte, wie er behauptete, das Bahnfahren nicht vertragen! –, stieg er irgendwelchen leichtfertigen weiblichen Wesen nach. Bis sie eines Tages durch eine ihrer Freundinnen von seinen sonntäglichen Eskapaden erfuhr und schnell Abhilfe fand. Da sie wußte, wie sehr Onkel Paul Gürtel haßte – sie hätten seine Hosen auf seinem stark gerundeten Unterkörper auch nicht halten können –, packte sie seine Hosenträger in ihre Reisetasche und verabschiedete sich von ihm mit den Worten: “So, nun kannst du losziehn! Ohne Hosenträger, und das heißt ohne Hosen. Aber Erfolg wirst du damit bei deinen leichtsinnigen Weibern nicht haben. Denn deine

Reize, soweit sie deine untere Hälfte betreffen, sind mehr als kümmerlich!”

Onkel Paul soll geschwiegen, nur etwas zaghaft gelächelt haben. Aber ich glaube, daß sich hinter diesem zaghaften ein verschmitztes Lächeln verbarg. Denn schon zwei Wochen später wurde er wieder Arm in Arm mit einer dieser leichtfertigen Personen gesehen, mit Hosen, also auch mit Hosenträgern. Aber wann er sie erworben hatte und wo er sie verbarg, verriet er keinem, und Tante Emma, der doch sonst nichts entging, hat das Versteck niemals entdeckt.

Einen Augenblick schien es mir, als glitte auch über Tante Emmas stark geschminkte Lippen so etwas wie ein Lächeln. Sofort aber blickte sie mich wieder streng an und sagte:

“Nun sprich endlich!”

Das wollte ich doch schon die ganze Zeit. Aber sie hatte mich ja nicht zu Wort kommen lassen, und jetzt war mir die Kehle wie zugeklebt, obwohl mich Onkel Paul noch immer anzugrinsen schien.

Tante Emma hatte mir wohl meine Hemmungen von meinem Gesicht abgelesen; denn mit einem Mal verwandelte sich ihre eisige Miene in ein fast verständnisvolles Lächeln, und mit ungewohnter, geradezu sanfter Stimme sagte sie:

“Du sprachst von einer Hornisse. Was war denn mit diesem Biest?”

Und als ich noch immer kein Wort herausbrachte:

“Erzähl nur ruhig!”

Und da berichtete ich ihr die ganze unglückliche Geschichte, alles, genauso wie es sich zugetragen hatte, fest davon überzeugt, daß ich niemals in meinem Leben ehrlicher war. Und, oh

Wunder, Tante Emma unterbrach mich nicht ein einziges Mal.

Als ich geendet hatte und Atem schöpfte – aus Furcht, unterbrochen zu werden, hatte ich es nicht gewagt, eine Pause einzulegen –, musterte sie mich eine Zeitlang wortlos. Dann sagte sie ruhig:

“Eine schöne Geschichte. Du hattest auch genügend Zeit, sie dir zurechtzulegen. Männer sind nun einmal so. Immer erzählen sie einem Geschichten, und von uns Frauen verlangen sie, daß wir ihnen glauben. . .”

“Aber Tante Emma. . .”

“Unterbrich mich nicht! Auch das ist typisch männlich. Männer. . .!” – noch immer sprach sie ohne jede Erregung in der Stimme – “Tausend Schwüre sind sie bereit zu leisten, daß das, was sie uns da zuflüstern oder auch zuschreien, nichts als die Wahrheit, die reine Wahrheit ist. Aber ein Mann, der einer Frau die Wahrheit sagt, der muß noch geboren werden. Und ich weiß nicht einmal, ob wir Frauen uns dieses Prachtexemplar wünschen sollten.

Um es kurz zu machen: Ein Mann ohne die starke Hand einer Frau wird immer ein Opfer seiner hemmungslosen Phantasie. Er wird zum Säufer, Wüstling, Betrüger, Landstreicher oder auch, wie du mir bewiesen hast, zum Anarchisten und Attentäter.”

Ich schwieg. Es wäre zwecklos gewesen, ihr zu widersprechen. Aber vielleicht war ich auch nur überrascht, daß sie diesmal das Wort Anarchist richtig ausgesprochen hatte.

“Wenn du also auf mein Erbe Wert legst – bei meinem schwachen Herzen wirst du nicht allzu lange warten müssen. . .”

– Sie stöhnte auf, ihre Augenlider senkten sich halb über die

blaßblauen Pupillen, ihre Gesichtshaut erschlaffte – “Wenn du also auf mein Erbe Wert legst, und das ist, wie wir beide wissen, der Fall, dann heirate. Und da mir deine Unerfahrenheit und deine charakterlichen Gebrechen seit langer Zeit bekannt sind – des Beweises an meinem sechzigsten Geburtstag hätte es gar nicht bedurft –, habe ich dir auch schon die Frau ausgesucht, die dich vor all den Dummheiten, die mit dem männlichen Geschlecht eine so enge Liaison eingegangen sind, bewahren wird. Komm am Samstag, d.h. übermorgen, zu mir zum Kaffee, da werde ich sie dir vorstellen!”

Damit war die Unterredung beendet.

Während mich Tante Emma zur Wohnungstür schob, auf diese Weise jede Frage und jeden Widerspruch erstickend, versuchte ich noch einen Blick auf Onkel Paul zu werfen. Es mißlang, mußte mißlingen. Die massige Gestalt Tante Emmas versperrte mir die Sicht, und ich habe nun einmal keine Röntgenaugen. Deshalb frage ich mich noch jetzt, am Samstagnachmittag, während ich mich von neuem ihrem Haus und meinem unausweichlichen Schicksal nähere, wie mir Onkel Paul aus seinem schwarzen Rahmen mit den vier schwarzen Schleifen nachgeblickt hat. Lächelnd, bedrückt...? Oder sollte er gar gelacht haben?

Das wäre nicht fair von ihm gewesen!

Sonnenuntergang

Das war das Land, das er in seinen Träumen erblickt hatte: die grauen Hänge, die sich in der Dämmerung in blaue Kamelrücken verwandelten, in ein Blau, das wie in einen feinen Schneeschleier gehüllt schien – die schmale Bucht mit dem Sandstrand, der sich wie eine weiße Mondsichel unter das grüne Wasser schob – die kleinen Felder, jetzt, im Spätherbst, brachliegend, eingefasst von Trockenmauern, an denen schmale, braune Schatten hingen – das Haus selbst, niedrig, aus groben Steinen errichtet, auch steingedeckt und davor der verwilderte Garten mit den beiden Mandelbäumen und der großen Agave unmittelbar neben dem Gartentor, in deren dürre Blütenstände jetzt am Abend die Sonne eintauchte und lange zu verharren schien. Er blickte in diesen sich an den Rändern auflösenden Sonnenfleck und dann und wann in die samentragenden Büschel, wie antike Opferschalen, die man aber nur entdeckte, wenn man die Augen etwas zusammenkniff.

Seit einigen Wochen sah er jeden Abend in diesen Sonnenfleck und war dann wie blind. Ja, zunächst sah er nichts mehr: nicht die Berge, nicht das Meer, nicht die nächsten, mit Steinplatten bedeckten Hütten, die, links von ihm, schon in der Talebene lagen, ja, nicht einmal die Holzbank, zwei Bretter auf Steine gesetzt, neben dem Hauseingang, auf der er jeden Abend saß und die ins Dunkel fallende Landschaft betrachtete. Er sah nur eine brodelnde Farbmasse, in deren Mitte immer von neuem, jedesmal aber schwächer, der unscharf abgegrenzte Sonnenfleck aufglühte, bis sich aus diesem Chaos Konturen lösten. Zunächst waren es immer nur Linien, unfertig,

schwankend, sich überschneidend, wie von Kinderhand gezogen, und es dauerte immer einige Zeit, bis sie ihren Platz fanden, die Silhouetten der Berge, der Häuser, Steinmauern nachzeichneten und sich die Flächen mit Farben füllten, mit leuchtenden Farben, von denen die ausgedörrte, graue Herbstlandschaft nichts mehr zu ahnen schien.

Mein Land, sagte er sich dann, mit den Schöpfungsfarben, den Farben des ersten Tages, noch unverbraucht und ungebrochen durch die Atmosphäre, auch nicht geschwächt durch den grauen Dunst, der so oft über der Talebene und vor dem fernen Horizont lagert. Ja, sagte er sich später am Abend, wenn er noch immer auf der Bank saß und das Land in die Dämmerung eintauchen sah, blind muß man sein, wenn auch nur für Augenblicke, um die Welt in ihrer ganzen Schönheit wahrzunehmen. Das ahnte ich schon lange Zeit, aber erst in den letzten Wochen habe ich beim Blick in die untergehende Sonne erfahren, wie wahr dieser Ausspruch des chinesischen Weisen ist. Hat er wie ich am Abend in die Sonne geblickt? Wurde auch ihm die Welt zum Abbild des ersten Schöpfungstages? Und verblaßten auch ihm die Farben, sobald die Sonne wieder ihre Bahn durch den milchblauen Himmel zog?

Diese Stunden der Dämmerung waren die seines größten Glücks. Die Farben leuchteten, solange noch ein Faden Licht das Land durchzog. Nur dunkelten sie von Minute zu Minute, so als schwärze jemand den Untergrund ein oder als seien sie auf schwarzes Papier gemalt und dieses Papier besitze die Kraft, immer stärker die Farbpigmente der Oberfläche zu durchdringen. Ja, so sah das aus, jetzt, da die Sonne ganz hinter den Horizont gesunken war. Aber er wußte, sobald

er die Augen schloß, würde sich alle Dunkelheit aus den Farben verlieren, sie würden wieder so leuchten wie nach seinem Erblinden, selbst in seinen Träumen noch, bis... ja, bis die Sonne ihnen wieder die Leuchtkraft nehmen, sie wieder eintrüben würde. Aber es kam ein neuer Abend, von neuem würde sich die Sonne im Fruchtstand der Agave fangen... Tag für Tag. Wie lange?

Zum ersten Mal hatte er dieses Schöpfungserlebnis, als das Mädchen von ihm ging und er ihm, auf der Schwelle der Haustür stehend, nachblickte. Dieses Mädchen, das so unerwartet eines späten Nachmittags inmitten des spärlich möblierten Raumes stand, mit nackten Füßen auf den ausgebleichten, von einem grauen Schimmer überzogenen Dielen des Holzfußbodens, dunkel gekleidet, wie ein Scherenschnitt vor der frisch gekalkten Wand, und unentwegt auf ihn einsprach in der Sprache dieses fremden Landes, von der er kein Wort verstand.

Er hatte sich nicht bemüht, sie zu lernen. Wozu auch? Er hatte doch die Stadt, in der er fast vierzig Jahre seines Lebens verbracht hatte, verlassen, weil er die Worte nicht mehr ertrug, diese belanglosen Worte, denen er vergeblich versucht hatte zu entfliehen. Aber das konnte man nicht. Von allen Seiten drangen sie auf einen ein. Immer war man ihnen ausgesetzt, diesen Monstern aus Eitelkeit und Banalität, Feigheit und Liebedienerei, Anmaßung und Schamlosigkeit. Alle menschlichen Gebrechen waren in ihnen, nur die Wahrheit fehlte, das einzige was er an ihnen zu entdecken gehofft hatte. Und da sie ihm die Wahrheit verbargen, suchte er sie in seinen Gedanken, obwohl er wußte, daß Gedanken nichts anderes sind als nicht oder noch nicht ausgesprochene Worte und wie diese banal und eitel, schamlos und verlogen.

Und doch glaubte er in ihnen Spuren der Wahrheit entdeckt zu haben, Spuren, denen er meinte folgen zu müssen, obwohl er nicht wußte, wohin sie ihn führen würden, und ihn oft die Furcht anfiel, sie könnten sich schnell in einem undurchdringlichen Gedankendickicht oder inmitten wüstenhafter Gedankenleere verlieren.

Wie aber hätte er diesen schwachen Spuren folgen können, wenn ununterbrochen verlogene Worte auf ihn eingedrungen wären? Deshalb war er in dieses südliche Land gezogen, deshalb wollte er auch die Sprache seiner Bewohner nicht lernen, denn er wußte, in ihren Worten würde er nicht mehr Wahrheit finden als in denen der Menschen, unter denen er so lange gelebt hatte.

Das Mädchen sprach noch immer. Jetzt etwas ruhiger, besonnener wohl auch, so als fürchte es, die Worte könnten ihm ausgehen. Doch er beachtete ihre Worte nicht, hörte nicht auf die rauhen, kehligen Laute. Denn es war ihm, als löse sich ihr Bild, das ihm noch eben ein Scherenschnitt zu sein schien, von der Wand, rücke in die Mitte des Raums und forme sich zu einem Mädchenkörper.

Weshalb nur? Was ist geschehen? fragte er sich und tastete mit seinem Blick die dunkle Gestalt ab: ein brünettes, fast rechteckiges Gesicht mit breiten, etwas aufgeworfenen Lippen, schwere, schwarze Locken, auf der rechten Kopfseite matt glänzend – ein Widerschein des durch das Fenster fallenden Sonnenbalkens, dessen Ende ihre braunen Füße berührte –, eine schmale Stirn, fast ganz von schwarzen Haaren verdeckt, gewölbte, kräftige Augenbrauen, eine gerade, etwas zu kleine Nase, ein schlanker Hals, deutlich abgesetzte hohe Brüste. . .

Mit einem Mal war es ihm peinlich, einen Menschen so eingehend zu betrachten, wie er es tat. Deshalb senkte er den Blick. Und als hätte sie durch ihr hastiges Sprechen nur seinen Blick abwehren wollen, schwieg sie plötzlich, und es war ihm, als fülle sich der Raum mit zerbrechlicher, gläserner Stille. Nichts regte sich. Nur den Lichtbalken durchzogen Schwaden von Staubpartikeln, alle in Richtung auf das Fenster, auf dieses rechteckige, weißgerahmte Bild aus hellem Grau und lichtem Blau, aus denen die Äste eines der Mandelbäume unentwirrbare Muster schnitten.

Vielleicht hat sie sich wieder in den Scherenschnitt zurückverwandelt oder das Haus verlassen, dachte er, während er in die Stille hineinlauschte und dabei bald in die Farbmuster bald in das Astgewirr starrte, das wie ein bizarres Gitter in dem Fensterrahmen verankert zu sein schien. Doch als er schließlich aufsaß, stand sie noch immer mitten im Raum auf dem Sonnenbalken und musterte ihn.

Er fühlte sich verunsichert durch den Blick aus diesen schwarzen Augen, und so fragte er laut, so laut, daß es ihm war, als klirrten seine Laute, als stießen sie wie Metallöffel gegen ein zerspringendes Glas:

“Was willst du?”

“Amare”, sagte sie ruhig und sah ihn dabei an, als lege sie diesem Wort keine Bedeutung bei.

Das erste verständliche Wort, sagte er sich, ein italienisches Wort, das “bitter” bedeutet, also keinen Sinn ergibt. Wo mag sie es aufgeschnappt haben?... Doch da erinnerte er sich, daß “amare” lieben heißt – wie konnte er das nur vergessen! – und bitter “amaro”! Vielleicht weil ich so lange

niemanden mehr geliebt habe, von niemandem geliebt worden bin? Vielleicht ist das der Grund für meinen Irrtum?

Das Mädchen hatte ihn also verstanden, seine Frage verstanden. Vielleicht aber hatte es die Frage auch nur von seinem Gesicht abgelesen. Außerdem war das eine Frage, die jeder, der ein fremdes Haus betritt, erwarten mußte.

Er hatte es mehrmals gesehen, auf dem kleinen Markt inmitten des Dorfes, wenn er mit seiner Einkaufstasche an den groben Holztischen mit Obst, Gemüse, Fischen und ausgeweideten Hammeln und Ziegen vorbeigeschlendert war. Da stand es meist, mit dem Rücken an das niedrige Haus mit der einst roten, jetzt verblichenen Fassade gelehnt, und sah ihn an, immer mit lächelnden und zugleich fragenden Augen. So schien es ihm jedenfalls. Und er hatte jedesmal den Blick gesenkt und sich wie in Gedanken abgewandt, weil ihn das Lächeln peinlich berührte, ihn an etwas zu erinnern schien, woran er nicht erinnert werden wollte.

Oft hatte er sich auch gefragt, was das denn für ein Mädchen sei, das da mit übergeschlagenen Beinen an der Wand lehnte und so frei, ja geradezu herausfordernd einen Fremden ansah, hier, in diesem Land, wo Frauen nur selten die Häuser verließen, und wenn, dann in schwarze Kopftücher und Umhänge gehüllt, in Kleider, die sie in dunkle, geschlechtslose Wesen verwandelten.

Er blickte das Mädchen wieder an und glaubte jetzt zu wissen, wer sie war: die Dorfprostituierte, das weibliche Wesen, das all die körperliche Liebe in sich aufnahm, die unverheirateten jungen Männern des Ortes von anderen Frauen verweigert wurde, und an das sich auch ältere, verheiratete

wandten, wenn es ihnen in der Liebe nach Abwechslung zumute war.

Als das Mädchen seinen Blick wahrnahm, sagte es von neuem "amare" und lächelte auch wieder.

So lächeln Prostituierte nicht, sagte er sich. Alles fehlt diesem Lächeln: die Leichtfertigkeit, Schamlosigkeit, die Verachtung und der kalte Hohn für all die Männer, die sich Liebe erkaufen müssen. Doch was wußte er schon von diesen Frauen. Niemals war er mit einer auf ihr Zimmer gegangen, er hatte es nicht einmal gewagt, ihnen in die Augen zu blicken, wenn sie zufällig an seinem Weg an einer Hauswand oder Hausecke lehnten. Nur einmal war er von einer angesprochen worden, vor langen Jahren, an seinem ersten Tag in jener fernen Stadt, in der er so lange gelebt hatte. Nur wenige Wochen nach dem Krieg war das. Alles lag noch in Trümmern. Jede Form war zerstört, selbst die banale der Straßen. Und das verstörte ihn am meisten. Weshalb nur? Überall suchte und nirgends fand er das vertraute graue oder schwarzblaue Band. Überall lag Schutt, die Randlinie verborgen unter zerschlagenen Ziegeln, Mörtelbrocken, Staub, zersplitterten Fensterrahmen oder verkohlten Balken. Nur dann und wann ein grauer, glatter Fleck, staubbedeckt, oder die Andeutung eines Randsteines.

Beunruhigt und orientierungslos war er durch die zerstörte Stadt geirrt und schließlich in ein Trümmerfeld gelangt, das einst die Straße der Dirnen war. Hier hatte ihn eine Frau angesprochen, schon alt, mit großem, fleischigem, verwüstem Gesicht, schwarz gefärbtem Haar, vor langer Zeit gefärbt, denn über der Kopfhaut war es rotbraun, von weißen Strähnen durchzogen. Eine graugemusterte Schürze hing

ihr über die feisten, nackten Schultern und bauschte sich fleckig über dem vorstehenden Bauch. Er zuckte zusammen, als sie ihn ansprach, wandte sich ab und ging eilig davon, verfolgt von ihrer krächzenden Stimme, die ihn erschauern ließ: "Fünf Mark! Billiger kann ich's nicht machen!" Dreimal rief sie das, und er dachte, während er sich einen Ausweg aus diesem Trümmerfeld suchte: Aus den Schuttmassen muß sie herausgekrochen sein. Vielleicht durch einen der zerbrochenen Fensterrahmen. Und diese Vermutung hatte sich als Bild in ihm festgesetzt und tauchte immer vor ihm auf, wenn er das Wort Prostituierte hörte oder auch nur dachte. Jedesmal sah er dann inmitten von Schutt und geborstenen Fassaden einen weißen Fensterrahmen und in ihm flach, wie auf eine graue Leinwand gemalt, das Bild dieser Frau.

Lächelte auch sie damals? fragte er sich, während er ihr Gesicht musterte, das ihm in diesen Minuten besonders deutlich vor Augen zu stehen schien. Aber er sah kein Lächeln. Er sah nur fahles Fleisch, tief eingekerbte Falten, einen verwüsteten Mund und schwarze, hoch in die Stirn gekrümmte Striche, die Augenbrauen andeuten sollten.

Da hörte er wieder das Mädchen sprechen. "Amare!" Zum dritten Mal sagte sie das, und er dachte: Du mußt ihr etwas antworten, etwas sagen. Doch was nur? Daß ich ihr Angebot nicht annehmen kann, weil mich dieses Bild wieder bedroht? Das würde sie nicht begreifen, nicht einmal meine Worte würde sie verstehen. Nicht einmal das.

Unschlüssig ließ er seinen Blick durch den Raum wandern: das eiserne Bettgestell mit dem weißen Laken und der ausgebleichten Woldecke, der braune Schrank – fast bis zur Decke reicht er –, der Tisch... Ein Krug Wein stand auf ihm, ein Laib

Weißbrot, Tomaten, Oliven und der getrocknete Schinken, den er sich am Morgen vom Markt mitgebracht hatte. Es schien ihm mit einem Mal, als stünde das alles für einen Gast bereit. Weshalb sollte sie nicht der Gast sein? Weshalb eigentlich nicht? Und deshalb sagte er laut: "Mangiare", weil er vermutete, daß sie außer "amare" auch dieses italienische Wort verstehe, und deutete auf den Tisch.

Sie schien das Wort oder die Geste oder beides zu verstehen. Sie kam zum Tisch, neben dem er noch immer stand. Ihre nackten Füße glitten lautlos über die groben Dielen, und bei jedem Schritt bauschte sich ihr Rock und zeichnete ihre schmalen Schenkel nach. Sie setzte sich ihm gegenüber, und er reichte ihr das Brot, goß ihr den Wein ein und schnitt ihr Scheiben von dem Schinken ab. Wortlos lächelnd nahm sie alles entgegen.

Was hätte sie auch sagen können? Die beiden einzigen Worte, von denen er vermutete, daß sie ihre Bedeutung kannte, waren verbraucht, alle anderen unverständlich und deshalb überflüssig. Auch er schwieg, sah meist vor sich hin. Doch wenn er das eine oder andere Mal aufblickte, stellte er überrascht fest, wie ruhig und sicher sie das Brot brach oder den Wein trank.

Den letzten Schluck tranken sie gemeinsam. Es schien Zufall. Sie lächelten sich an, als sie es bemerkten. Dann stand sie auf und ging wortlos zur Tür. Er folgte ihr. Auf der Schwelle drehte sie sich um und sah ihn an, und es war ihm, als wäre etwas wie Dankbarkeit in ihrem Blick. Sie streckte ihm die Hand hin, und er nahm sie. Es war eine kleine, feste Hand, die sich aber weich in seine Handfläche schmiegte. Einen Augenblick spürte er ein heftiges Verlangen nach ihr,

aber er zog sie nicht an sich, denn wieder sah er das Bild der feisten Prostituierten vor sich, und es verschwand erst, als sie die Hand aus der seinen – oder er die seine aus der ihren? – löste.

Er sah durch die geöffnete Tür, wie sie leichtfüßig mit ihren nackten, braunen Beinen über den mit groben Steinplatten belegten Gartenweg ging, wie sie das Holzgatter öffnete und wieder schloß, er sah ihr nach, bis sie hinter einer der zahlreichen Steinmauern verschwunden war, und wollte sich, enttäuscht über die plötzliche Leere und Leblosigkeit des Bildes in dem verwitterten, braunen Türrahmen, abwenden, da streifte sein Blick den Fruchtstand der Agave, in dem sich soeben die tiefstehende Sonne verfiel. Und an diesem späten Nachmittag verwandelte sich ihm zum ersten Mal das ausgedörrte Land in diese Symphonie leuchtender Farben, von denen er annahm, sie wären die des ersten Schöpfungstages.

Daran und an die späteren Stunden mit ihr dachte er jetzt zurück. Jeden Donnerstagnachmittag war sie zu ihm gekommen, stets um die gleiche Zeit. Er hatte meist schon den Tisch gedeckt und träumte, beide Hände auf die Stuhllehne gestützt, vor sich hin oder ließ seinen Blick über die Tischplatte gleiten, sich fragend, ob er nicht etwas vergessen habe. Nie hörte er, daß sie das Zimmer betrat, jedesmal sah er sie erst, wenn sie schon mitten im Raum stand, dunkel und geheimnisvoll vor der weißen Wand, die Füße eingetaucht in den auslaufenden Sonnenbalken. Und jedesmal lächelte sie.

Bei ihrem zweiten Besuch ging sie nach dem Essen nicht zur Tür. Sie stand nur auf, blieb hinter dem wieder an den Tisch geschobenen Stuhl stehen und sah ihn mit ihren

schwarzen Augen zaghaft lächelnd an. Ihre Lippen bewegten sich, schienen stumm das Wort zu formen, das sie bei ihrem ersten Erscheinen mehrmals und ohne zu zögern ausgesprochen hatte. Nein, sie sprach es nicht aus. Ihm aber drängte es sich auf die Lippen, und er hörte es laut durch den Raum klingen, so laut, daß er beunruhigt einen Augenblick in es hineinlauschte, denn es klang wie "amaro", nicht wie "amare". Und zugleich sah er, wie sich vor ihm in den weißen Rahmen die graue Leinwand spannte mit dem Bild der Prostituierten inmitten der Trümmerlandschaft. Doch es war nicht mehr das gleiche Bild, das ihn so oft erschreckt hatte, die Konturen blieben unscharf, die Farben schienen ausgebleicht. Vor allem aber entdeckte er hinter dem welken Grau des Frauengesichtes das Lächeln des Mädchens. Dadurch ermutigt, schritt er durch dieses schemenhafte Bild hindurch, und als er das Mädchen erreicht hatte, legte er die Hände an ihre Wangen, zog sie an sich und küßte sie heftig, ja unbeherrscht.

Als er aus seinem Rausch erwachte, lag er auf seinem Bett. Das Mädchen lag neben ihm und schien zu schlafen. Der Sonnenbalken, der noch immer am Fenster hing, hatte schon die Oberkante des Bettgestells erreicht und dehnte sich jetzt über das weiße Laken. Er sah, wie er die Falten emporstieg, wie er schmale Schatten in die weiße Fläche legte, und spürte, wie sie sich bewegte, als der Lichtstrahl ihre Ferse erreicht hatte. Er drehte sich zu ihr hin. Sie hatte die Augen geöffnet und lächelte. Dann sprang sie wortlos aus dem Bett, warf sich die Kleider über und ging.

Jeden Donnerstag geschah das gleiche. Jedesmal sprang sie auf, sobald der Sonnenstrahl ihre Fersen berührte. Und

jedesmal lief er ihr nach und sah von der Türschwelle aus, wie sie sich entfernte. Und sobald sie hinter der Steinmauer verschwunden war, blickte er in den Fruchtstand der Agave, hinter der goldgelb und blendend die Sonne stand.

Dann und wann, wenn er noch spät am Abend auf der Bank vor seinem Haus saß, fragte er sich wohl auch, weshalb sie ihn immer um die gleiche Zeit verlasse und wohin sie wohl gehe. Er glaubte die Antwort zu kennen, doch sie beunruhigte ihn nicht.

Eine frische Brise streifte ihn. Es war der Bergwind, der jetzt, im Herbst, erst spät einfiel und den Duft von dürrerem Gras, reifen Oliven und den Kräutern und Büschen der Macchie mit sich trug. Er sog ihn ein und sah dann nach links in die Niederung, die noch eben von gedunkelten Farben durchzogen war, jetzt aber wie mit schwarzem Samt bedeckt schien, auf dem einzelne Lichter und ganze Lichterketten angezündet worden waren. Er sah vor sich die steilen Berghänge, eingefärbt in das gleiche samtige Schwarz, und darüber den noch immer hellen Himmel, auf dem, wie verwischte Spuren roten Weins, Reste des Abendrots verglühten. In diesen Abendhimmel hinein ragte der Fruchtstand der Agave, und es schien, als klammere er sich an das letzte Licht und das letzte Rot.

Wenn ich die Augen schließe, sagte er sich, werden die Farben wieder leuchten, alle Farben, und er wußte doch zugleich, daß dieses leuchtende Land nur in seiner Vorstellung lebte, daß es versinken, von grauen und blassen Grüntönen überschwemmt werden würde, sobald das Mädchen den Weg nicht mehr zu ihm fände. Doch daran wollte er jetzt nicht denken.

Der rote Fisch

Eines steht fest: Ich hätte ihn nicht besuchen sollen. Und ich wollte es auch nicht. Aber ich bin ein Mensch, dem es nur selten gelingt, eine Absage so unmißverständlich zu formulieren, daß von einer zweiten Einladung abgesehen wird. Und so gab ich seinem Drängen nach.

Können Sie sich meine Überraschung vorstellen, als ich die Tür zu seinem einzigen, allerdings sehr großen Zimmer geöffnet hatte und nun, in der Tür stehend, den Raum überblickte? Ich starrte in eine Flut von Kanariengelb, die mir entgegenprallte, und tastete nach der Türfüllung, um nicht von der gelben Woge hinweggespült zu werden. Alles – Wände, Schlafcouch, Tisch und Sessel, Vorhänge, Fußboden, Teppiche, ja, selbst Aschenbecher und Lampen, die Bücherregale und der Nippes, der herumstand – war in diese entsetzliche, ekelerregende Farbe getaucht. Nur an einer Stelle, genau in der Mitte der den Fenstern gegenüberliegenden Wand, wurde dieses gelbe Chaos von einem langgezogenen, aggressiv roten Fleck durchbrochen. Und es schien mir, als ob er sich schlängenhaft träge bewege.

“Überrascht?” Ich sah Bargeb erst jetzt. Er saß in einem der kanariengelben Sessel, eingehüllt in einen kanariengelben Morgenrock – wie mir der Ekel wieder hochsteigt, sobald ich mich dieser Farbe erinnere! – und lächelte mir unbefangen zu.

“Eine meiner Allüren! . . . Oh nein, meine einzige!” verbesserte er sich rasch. “Aber ich kann auf sie nicht verzichten. . . . Sehen Sie, der Mensch plant, setzt sich seine Ziele. . . . Ich hatte nur ein einziges: Sicherheit!”

Er schwieg einen Augenblick, den Kopf gesenkt.

“Ich hätte unabhängig leben können. An Geld fehlte es mir nicht. Aber was heißt das schon. Was ich wollte, war vollkommene Sicherheit. Alles sollte überschaubar, jeder Zufall ausgeschaltet sein, jeder sich auch nur entfernt abzeichnenden Gefahr begegnet werden können.”

Weshalb er nur immer auf den Teppich starrt? fragte ich mich damals.

“Was unternahm ich nicht alles, um diesem Ziel näherzukommen. Aber wenn ein Mensch all seine Willenskraft einsetzt, erreicht er viel. Manchmal zu viel! Um es kurz zu machen: Eines Tages wußte ich, daß ich den falschen Weg eingeschlagen hatte.” Er schwieg von neuem, den Blick noch immer gesenkt. “Sehen Sie, damals erkannte ich, daß ein ungefährdetes Leben auf die Dauer unerträglich ist. Einem meiner Freunde erging es ebenso. Er richtete sich deshalb dieses Zimmer ein. Als er vor drei Jahren verschwand – wie ist niemals geklärt worden –, hinterließ er es mir mit allem, was mich hier umgibt. Gerade zur rechten Zeit. Ich weiß nicht, wie ich sonst hätte weiterleben sollen. Ja, und seitdem bin ich wieder so etwas wie ein glücklicher Mensch. Obwohl ich die gelbe Farbe hasse – oder vielleicht gerade deshalb.”

“Und der Fisch?” fragte ich. Schon einige Zeit hatte ich hinübergeschaut zu dem langgezogenen roten Fleck, hatte längst erkannt, daß es ein Fisch war, der in dem gelben Ozean träge dahinschwamm. Feine gelbe Wirbel wanderten seine scharfgezackte Rückenflosse entlang, und der walzenförmige Körper pendelte ruhelos hin und her. Nur der Kopf, der spitze Kopf mit dem weit aufgerissenen Maul, den hakenförmigen Zähnen und den flachen, ausdruckslosen Fischaugen

verharrte völlig regungslos, wie an eine unsichtbare Klippe geheftet.

“Auch ein Geschenk meines Freundes.” Bargeb sprach mit merkwürdig gedämpfter, leicht belegter Stimme, fast ohne die Lippen zu bewegen, und starrte dabei noch immer auf den dicken, kanariengelben Wollteppich. Fast schien es, als vermeide er es ängstlich, den Blick zu dem roten Ungeheuer zu erheben.

“Vielleicht haben Sie schon bemerkt, daß er sich zu bewegen scheint. Das Werk eines unbekanntes, aber sicher nicht unbedeutenden Künstlers. Nur, wie soll ich sagen, etwas zu realistisch.”

Wir sprachen nicht mehr von dem roten Fisch, auch nicht bei meinen späteren Besuchen, wir führten eintönige Gespräche, die sich so dahinschleppten und in Alltagserlebnissen erschöpften. Damals hätte ich meine Beziehungen zu Bargeb abbrechen sollen. Warum ich es nicht tat? Das habe ich mich selbst oft gefragt, mir darauf aber keine Antwort geben können. Irgendetwas – was nur? – zog mich zu ihm hin. Sicher nicht die gelbe Farbe seines Zimmers – sie ließ nach wie vor das Gefühl des Ekels in mir aufsteigen –, auch nicht der rote Fisch, denn sein Anblick wurde mir von Besuch zu Besuch unangenehmer, ja, beunruhigte mich. Hatte ich anfangs noch dann und wann verstohlen zu ihm hinaufgeblickt, bald vermied ich es wie Bargeb meinen Blick über die Tischplatte zu erheben. Fürchtete ich, er könnte sich von der Wand lösen?

Es mochten zwei Monate seit meinem ersten Besuch vergangen sein. Tropische Hitze hatte den ganzen Tag über der Stadt gebrütet, und gerade als ich das Haus, in dem

Bargeb wohnte, betrat, verdunkelte ein heftiger Gewitterregen Straße und Häuserfronten. Ich stieg die zwei Treppen zu Bargebs Zimmer hinauf, klopfte und trat ein.

Bargeb saß in einem der kanariengelben Sessel, den er in die Mitte des Zimmers gerückt hatte, und der rote Fisch, das Maul weit aufgerissen, durchschwamm das gelbe Chaos aus Wandflächen und Vorhängen, Nippes und Bücherregalen. Er umschwamm Bargeb, wie von einer unsichtbaren Hand gelenkt, in konzentrischen Kreisen, mir bald die Breitseite mit der ausgefranzten Seitenflosse und den rautenförmigen, glänzenden Schuppen zuwendend, bald den dreieckigen Kopf mit den Hakenzähnen oder die schwerfällig hin und her pendelnde Schwanzflosse. Und dann geschah es: Mit einer Behendigkeit, die ich dem grobgebauten Ungeheuer nicht zugetraut hätte und die an das im Ansatz nicht erkennbare Vorschnellen einer Natter erinnerte, stieß er plötzlich zu, riß vom rechten Arm, den ihm Bargeb lächelnd hingestreckt hatte, einen großen Fetzen ab, schnellte zurück und würgte den Brocken so gierig hinunter, daß ich die Schlingbewegungen bis zu der Stelle, wo sein Magen liegen mußte, verfolgen konnte. Dann zog er wieder mit trägen Schwanzschlägen seine magischen Kreise.

Bargeb saß ruhig da. Er lächelte noch immer, obwohl sein rechter Arm nur noch einen Stummel bildete, der beim Ellenbogen enden mochte, und der linke – das sah ich erst jetzt – ihm ganz zu fehlen schien.

Wie ich das Haus verließ, weiß ich nicht. Ich fand mich auf der Straße wieder, mitten in diesem tropischen Gewitterregen, und hörte mich verwirrt flüstern: “Kein Blut, kein Tropfen Blut. . . Also eine Halluzination, nichts als eine Halluzination. . . !”

Zwei Tage später las ich in der Zeitung, Bargeb sei verschwunden, und heute erhielt ich von seinem Rechtsanwalt einen Brief, in dem er mir mitteilte, Bargeb habe mich "für den Fall seines plötzlichen Untertauchens" zum Gesamterben bestimmt.

Zunächst wollte ich entsetzt ablehnen. Aber ich kann es nicht. Fragen Sie nicht, warum. Ich könnte Ihnen die Frage nicht beantworten. Ich weiß nur, daß mich irgendetwas zu dem gelben Zimmer hinzieht. Irgendetwas. Morgen werde ich übersiedeln.

Eine Halluzination?

Sie war nicht das, was er sich vorgestellt hatte. Die leicht ergrauten Haare hätten ihn nicht gestört, auch nicht die etwas nachlässige Frisur oder die blaugrünen Augen, die so eng beieinanderstanden und ihn sicher aufmerksam musterten, obwohl es den Anschein hatte, als sähen sie an ihm vorbei. Was ihn unangenehm berührte, waren die halbrunden Falten zu beiden Seiten des Mundes, die sich jedesmal, sobald sie zu sprechen begann, tief in die blasse Gesichtshaut einschnitten und ihr einen stumpfen Glanz verliehen. Halbmonde, dachte er. Halbmonde? Eher wohl runde Klammern, diese Schriftzeichen, die mich immer ärgern, sobald ich sie in einem literarischen Werk entdecke. Weshalb eigentlich? Weil sie den Satzfluß unterbrechen, ich oft das Satzstück vor der Klammer ein zweites Mal lesen muß, um den Gedankengang zu verstehen? Weil in ihnen viele Autoren, wohl aus Eitelkeit, dem Leser ihr enzyklopädisches Wissen vorweisen wollen? Mag sein! Vor allem aber, weil diese Klammern meist Nebensächliches, Unwichtiges enthalten, Dinge, auf die der Verfasser hätte verzichten können.

Deshalb wohl glaubte er, daß auch sie nur von Nebensächlichem spreche, achtete er nicht auf ihre Worte, lauschte er nur in den Klang ihrer Stimme, nickte dann und wann zustimmend, blickte aber meist an ihr vorbei, hinüber zu einem Mann, der an einem Tisch neben dem großen Fenster saß und dessen eindrucksvolles Profil sich scharf von der hellen Wand abzeichnete. Jedesmal aber, wenn er sie ansah, verfring sich sein Blick an ihren Mundfalten, und er mußte lächeln. Weshalb, das hätte er nicht sagen können. Sie hörte

dann unvermittelt, oft mitten in einem Satz, zu sprechen auf, ihre Mundfalten glätteten sich, und sie beantwortete sein Lächeln mit ihrem Lächeln.

“Übrigens, Karla hat mir erzählt. . .”

Karla, ihre gemeinsame Freundin, hatte dieses Rendez-vous angezettelt, ihm gesagt, wie nett diese Frau Hahnzieh sei, tüchtig, eine ausgezeichnete Hausfrau, voll Verständnis für die Eigenheiten anderer und deshalb auch ein Mensch, mit dem man sich nicht streiten könne. Seit Jahren sei sie Witwe, kinderlos, besitze ein hübsches, kleines Haus mit einem gepflegten Garten. Und er, Robert, habe nun wirklich ein Alter erreicht, in dem man dem Junggesellenleben adieu sagen sollte.

Weshalb eigentlich? An seinem Leben war doch nichts auszusetzen. Er hatte einen Beruf, der ihn ausfüllte, und seine Freizeit verbrachte er mit Büchern, um seinen unstillbaren, etwas chaotischen Wissensdurst zu mäßigen. War er glücklich? Was heißt das schon, glücklich zu sein? Er war zufrieden mit sich und seiner Welt. Was wollte er mehr? Eine Frau. . .

“Langweile ich Sie?”

Er schrak aus seinen Gedanken auf, bemüht, sich sein Erschrecken nicht anmerken zu lassen. Dennoch antwortete er etwas hastig: “Langweilen? Mich interessiert alles, was Sie sagen!” log er. Was aber hatte sie gerade gesagt? “Nur bin ich eben etwas mundfaul. Vor allem aber, wissen Sie, fasziniert mich jede Stimme. Fasziniert klingt vielleicht etwas übertrieben. Auf jeden Fall lausche ich in Stimmen, versuche, die Ober-, Unter- und Zwischentöne zu erfassen. . .”

“Und meine?” unterbrach sie ihn und lächelte. Die Klammern um ihren Mund schnitten sich bei dieser Frage nur ganz

leicht ein. Vielleicht, sagte er sich, weil sie jetzt nichts Nebensächliches sagt, oder das Lächeln ihr Gesicht entspannt, oder die leichte Röte, die ihre Wangen einfärbt, mir die Falten flacher erscheinen läßt.

“Ihre Stimme? Sie ist sympathisch. Ja, sehr sympathisch. Mehr kann ich nicht sagen. Anfangs, vor Jahren, als mir bewußt wurde, wie sehr mich Stimmen gefangen nehmen, versuchte ich, die Klänge und meine Empfindungen in Worte zu fassen. Doch das mißlang. Ich fand nicht die passenden Worte. Vielleicht muß man dazu ein Dichter sein.”

Jetzt sagte er fast die Wahrheit. Stets, auch während er über die klammerartigen Mundfalten reflektierte und sich der Worte Karlas erinnerte, hatte er in ihre Stimme gelauscht, auf all die Klänge und Anklänge, Töne und Zwischentöne. Keiner der leichten Zischlaute, die sich jedesmal einschlichen, sobald sie ein Wort mit einem S-Laut etwas betonter aussprach, war ihm entgangen, und ihre Stimme hatte ihn fasziniert.

Vielleicht, dachte er jetzt, sind die Falten um ihre Lippen keine Klammern, vielleicht sagt sie gar nichts Nebensächliches. Ich vermutete das nur, weil ich ihre Worte nicht beachtete, nach einem Bild für diese Falten suchte, vor allem aber in ihre Stimme lauschte.

Sie schwieg und sah ihn an. Blaugrüne Augen waren das, ja, blaugrüne Augen, deren Farbe so deutlich hervortrat, weil das Weiß ihrer Augäpfel so makellos war.

Die Bedienung, eine Frau mittleren Alters mit strohblonden Haaren, ging an ihrem Tisch vorbei. Er sah ihr nach, wie sie mit einstudierten Hüftbewegungen durch die Tischreihen schritt.

“Sie sollten sie aufnehmen!”

Er sah sie fragend an.

“Die Stimmen auf Band aufnehmen, und aus ihnen eine Stimmothek” – sie lachte – “zusammenstellen!”

“Alle Stimmen?”

“Ja, alle, und sie dann nach irgendwelchen Prinzipien ordnen. . .”

“Sie meinen nach Sympathie, Antipathie. . .”

“Oder ganz einfach nach dem Alter, der Stimmlage. Alle Tenöre zum Beispiel, alle Bässe. Die unbedeutenden, d.h. diejenigen, die weder eine besondere Klangfärbung noch Gefühlskomponente besitzen, ausscheiden, als Stimmabfall deklarieren!” Sie lachte wieder.

“Wozu?” fragte er.

“Wozu?” Sie lachte noch immer. “Alle Welt sammelt doch heute etwas: Gemälde, Bierdeckel, altes Holzspielzeug, Nierentische. . . Da kann man sich schlecht ausschließen!”

Sie zögerte und sah an ihm vorbei. Schließlich sagte sie – ihre Stimme klang einen Viertelton tiefer, die Vokale tönnten dunkler –:

“Sich nach dem Sinn einer Beschäftigung zu fragen, ist das nicht etwas gewagt?”

Er sah sie überrascht an. Die Falten um ihren Mund drückten sich nur noch schwach ein, die Wangen schienen entspannt, hatten ihren stumpfen Glanz verloren.

“Meinen Sie nicht?” Jetzt lächelte sie wieder.

“Der Sinn einer Beschäftigung. . .”, sagte er. “Sie haben recht, man sollte nicht danach fragen, immer nur darauf achten, daß man beschäftigt ist. Aber ist man das nicht immer?”

Sie nickte zunächst nur, sagte dann:

“Die meisten Menschen sind es, wenn es ihnen auch oft nicht bewußt wird. Erst wenn man sich die Frage nach dem Sinn des Handelns stellt, gerät man in Gefahr, plötzlich beschäftigungslos zu sein, die Zeit nicht mehr füllen zu können, d.h., vor leerer Zeit zu stehen.”

Auch diesmal mußte er ihr recht geben. Und was sie da sagte, war nichts Eingeklammertes, Nebensächliches, das waren Gedanken, die ihn oft beunruhigt hatten. Und jetzt sprach sie eine Frau aus, die so gar nichts Intellektuelles an sich zu haben schien, von der es nur hieß, sie sei eine tüchtige Hausfrau.

Doch dann sagte er sich, die wenigen Worte von ihr, die ich bewußt aufgenommen habe, können trügen. Wahrscheinlich hat sie das alles irgendwo aufgelesen, und sie setzt es mir vor, weil sie in mir einen sogenannten Intellektuellen vermutet und auf mich Eindruck machen will.

“Es scheint dann”, sagte sie, und ihre Stimme hatte noch immer diese dunkle Klangfärbung, “als stünden wir vor leerer Zeit. Doch das ist ein Trugschluß, ein Fehlsehen. Leere Zeit existiert nicht, jedenfalls nicht, solange wir existieren. Denn wir sind die Zeit, füllen sie mit unserer Gegenwart. Sie scheint uns nur leer, weil wir auf eine Frage keine Antwort mehr finden, unser Denken, d.h., das Gespräch mit uns selbst, dieser unablässige Gedankenstrom, der in dem Augenblick zu fließen begonnen hat, als wir uns unseres eigenen Ichs und unserer Umwelt bewußt wurden, abreißt und uns nur noch wortlose, antwortlose, also leere Zeit zu umgeben scheint. Abgründe, die bisher unser Denken überbrückt hat, brechen auf, und wir erschrecken.”

Sie zögerte, bemerkte wohl sein überraschtes Gesicht.

“Nein, nicht wir. Die Kurzsichtigen. Sie sehen nicht über die Denkebene hinaus, auf der sie sich bisher bewegt haben. Sehen nicht, daß auf anderen, die uns wie ptolemäische Sphären umgeben, Antworten auf uns warten. Und deshalb erschrecken sie, verzweifeln gar. Der Sehende staunt, ihm erschließen sich neue Welten!”

Das ist nicht angelesen, dachte er. Niemand kann solche Gedanken wiedergeben, nicht einmal begreifen, wenn er nicht selbst die Zeit erfahren hat... Was ist das für eine Frau? Von neuem betrachtete er ihr Gesicht. Welche Ruhe es ausstrahlt! Welche Ruhe selbst in dem Augenblick, als sie von der Zeit sprach, von einem Etwas, das ihn immer beunruhigt hatte und auch jetzt wieder erbeben ließ. Die leichte Röte ihrer Wangen... die vollen Lippen... die Augen... die Stimme... die Stimme, die jetzt wieder an sein Ohr drang:

“Die Zeit!” sagte sie lächelnd. “Ich glaube wir müssen gehen!”

Er rief die Bedienung herbei und zahlte. Dann standen sie auf und verließen gemeinsam das Café. Während sie nebeneinander durch die Tischreihen gingen, hängte sie sich bei ihm ein. Er sah sie überrascht an. Nichts mehr an ihr erinnerte ihn an den ersten Eindruck, den er von ihr gewonnen hatte. Neben ihm ging eine schlanke Frau mit einem fast jugendlichen Gesicht, das von einer Flut hellen, leicht gewellten Haares umrahmt war. Dennoch versuchte er seinen Arm behutsam aus dem ihren zu lösen. Doch vergeblich, denn sie schien seine Geste mißzuverstehen, drückte seinen Arm zärtlich an ihre Brust und lächelte ihn an. Da ahnte er, daß er sich aus ihren Armen nie mehr werde lösen können.

Jahre später, wenn sie sich am Abend etwas gelangweilt gegenübermaßen, sagte er sich oft, während er verstohlen ihr Gesicht betrachtete: An jenem Nachmittag im Café bin ich von dir eingefangen worden: von deiner Stimme, der Zeit, vor allem aber den Falten um deine Mundwinkel. Ja, vor allem von diesen Falten. Und dann sann er dem eigenartigen Phänomen nach, daß sich diese Falten schon wenige Tage nach ihrer Hochzeit wieder in ihr Gesicht eingegraben hatten und sie niemals mehr so anregende Gespräche geführt hatten wie an jenem Nachmittag. Sobald er die Unterhaltung auf einen anspruchsvolleren Gegenstand lenkte, senkte sie den Kopf und griff zu einer Handarbeit oder zu einem Buch. Und wenn er auf dem Thema beharrte, sah sie ihn schließlich mit einem verzweifelten Lächeln an und sagte:

“Bitte, Robert, laß das! Du weißt doch, daß ich von diesen Dingen nichts verstehe.”

Jedesmal wollte er ihr dann antworten: Aber an jenem Nachmittag im Café! Warst du es nicht, die mir bewies, daß leere Zeit für den Sehenden nicht existiere? Warst du das nicht? Aber er schwieg, denn er war sich nicht mehr sicher, ob sie tatsächlich gesprochen hatte oder ob er nicht, eingefangen von den Falten um ihre Mundwinkel und fasziniert von dem Klang ihrer Stimme, einer Halluzination zum Opfer gefallen war.

Zu spät

Wie immer, wenn er diesen Weg ging, vorbei an den gefleckten Stämmen der Platanen, dem niedrigen Buschwerk – wie sich duckende alte Frauen, dachte er jedesmal, die irgendetwas irgendwann einmal gesucht haben, vielleicht ein verlorenes Geldstück, und dann in dieser Haltung erstarrt sind –, erinnerte er sich an die Tage seiner Kindheit, an denen er den gleichen Weg gegangen war. Es schien ihm dann stets, als stehe er selbst zwischen den mächtigen Stämmen mit den runden Wülsten, alten Astnarben, die eine dicke Rindenschicht überwuchert hatte, und sehe nach einiger Zeit sich selbst, den schwächtigen, zwölfjährigen Jungen, der schwer an seiner Tasche trug, sehe seinen unsicheren Gang, die zaghafte Schritte, die jede Berührung des Kopfsteinpflasters zu vermeiden suchten, es immer wieder aber berühren mußten, weil er diesen Weg nicht vermeiden konnte. Er glaubte in seinem schmalen Gesicht noch die Spuren von Tränen zu entdecken, die er einmal auf diesem Weg vergossen hatte, heimlich, noch immer die drohenden Worte des sonst so gütigen Vaters im Ohr, an deren Inhalt er sich nicht mehr erinnern wollte, vielleicht auch nicht mehr erinnern konnte – wie an so vieles.

Jetzt ging er diesen Weg mit dem bedrückenden Gefühl, dort zwischen den Platanen stehe ein anderer und beobachte ihn, nicht arglistig, nicht einmal besonders interessiert, beobachte ihn einfach, und das genüge, seine Schritte zögern zu lassen wie in jenen Tagen seiner Kindheit.

Er sah mehrmals zu den Platanen hinüber, konnte ihn aber nicht entdecken, sah immer nur die aufgereihten, wie mit Geschwüren bedeckten Stämme, die in der Ferne zwei

fast zusammenlaufenden, von Blattwerk überwucherten, abbröckelnden Wandflächen glichen, aus denen, wenn er den Blick zurückgleiten ließ, schmale, dann immer breitere Spalten aufbrachen. Er sah in ihnen die Büsche, schütterere kurzgeschnittene Grasflächen und schließlich, hinter der Kulisse aus Stämmen und Sträuchern, hellgestrichene Häuserfronten. Ein Bild, das ihm vertraut war, ihm jetzt aber so fremd erschien, als sehe er es zum ersten Mal.

Er erinnerte sich wieder an sein Ziel, an das graue, von großen Fensterrechtecken durchzogene Schulgebäude, auf das er nun schon seit Jahren zuing, noch immer mit dem gleichen Gefühl der Unsicherheit, das ihn schon als Kind befallen hatte, sobald er am Morgen aus dem Haus getreten war. Aber damals hatte er noch gehofft, er werde einmal zwischen den Platanen stehen, werde in die Allee blicken, den Menschen, die in kürzeren oder längeren Abständen an ihm vorbeigehen würden, ihr Schicksal von den Gesichtern ablesen und es beschreiben oder sich nach den Häusern umwenden und in ihnen sich Schicksale abspielen lassen. Immer hatte er sich das erhofft, all die Jahre hindurch, zugleich aber an dem bedrückenden Gefühl gelitten, daß ihm das niemals gelingen werde.

Jetzt war er gealtert, verdorben durch die täglichen kleinen Spannungen und Reibereien, denen er sich nicht zu entziehen wußte, und abends, wenn er in seinem Arbeitszimmer unter dem runden Licht der Lampe seinen Gedanken nachhing, blieb das Blatt, das er in die Schreibmaschine gespannt hatte, meist leer. Und füllte es sich mit Buchstaben, dann waren es nicht die Worte, die er auf das Papier zu bannen gehofft hatte, es waren eigenartige Satzgebilde, die seine

Erschöpfung widerspiegelten, ihn erschreckten, nicht aber seine Spannungen lösten.

Ich hätte, sagte er sich jetzt, längst aufgeben, das Leben der anderen führen sollen, denen die Tage so dahinfließen, die sich an Nichtigkeiten klammern und in ihnen Befriedigung finden, die in der Zeit sind, nicht wie ich außer ihr.

Doch das hätte ich nicht vermocht, denn immer schon ahnte ich, daß es diesen anderen gibt, der jetzt zwischen den Platanen steht und zu mir herübersieht, der überall war, wo ich mich aufhielt, der mich beobachtete, mich mahnte, mich in mein Arbeitszimmer drängte und mich dann allein ließ mit der quälenden Unruhe des Nachdenkens. Jetzt weiß ich, daß es ihn gibt. Und eines Tages wird er neben mir stehen und von mir Rechenschaft fordern. Was werde ich ihm dann antworten?

Verstört durch diese Frage, blickte er auf und hielt Ausschau nach dem anderen, der noch immer irgendwo zwischen den gefleckten Stämmen stehen mußte und dessen Blick er jetzt wie einen körperlichen Schmerz spürte. Dann wandte er sich ab und beschleunigte seine Schritte, als könnte er ihm entgehen. Aber er wußte, das würde ihm niemals gelingen.

Das Pferd

Noch immer sah er zu dem Pferd hinüber, das neben dem Weg inmitten einer lehmigen Fläche auf dem Kopf stand. Er sah die kräftigen weißen Zähne, die zum Teil in den gelben Boden eingedrungen waren, sah das rosa Band des Zahnfleisches unter der hochgezogenen Oberlippe und die leicht vorquellenden Augen. Dann ließ er seinen Blick über die schwarzbraune Mähne und den etwas eingedrückten Rücken hinaufwandern bis zu dem kräftigen Schweif, der unruhig hin und her schlug wie eine Gerte, mit der ein Kind die Luft peitscht.

Zunächst glaubte er, das Pferd wolle sich durch diese Pendelbewegungen im Gleichgewicht halten, dann aber war es ihm, als wische der Schweif den Hintergrund weg – und tatsächlich wurde der Waldrand, der sich anfangs dunkelblau und scharf von dem grauen Himmel abgehoben hatte, blasser und blasser, bis schließlich der Himmel wie ein grauer Trichter in das Blau des Waldes hineinstieß. Und da das Peitschen des Schweifes sich noch immer fortsetzte, wurde auch dieser graue Trichter durchsichtiger und farbloser, schwand immer mehr dahin, bis schließlich nichts mehr zu sehen war als ein fächerförmiges Loch.

Das Pferd schien mit dem Erfolg seiner Tätigkeit zufrieden, es ließ den Schweif einen Augenblick ruhig wie eine unbewegte Fahne in dem leeren Trichter stehen, sprang dann leichtfüßig auf die Beine, wieherte laut und trabte davon.

Er, der so lange diesem eigenartigen Spiel wie gebannt zugeschaut hatte, bewegte sich jetzt auch wieder, setzte seine Schritte zunächst nur zögernd, bald aber mutiger in

den lehmgelben Grund, und das, obwohl er geradewegs auf das trichterförmige Loch zuing, das der peitschende Pferdeschweif aus dem Waldrand gewischt hatte.

Vielleicht war ihm alles gleichgültig, vielleicht auch dachte er an das kurze Abenteuer, das mit dem Sturz in das Loch verbunden sein mußte, oder er wollte nur bis zum Rand des Loches gehen, nur einen Blick in die fächerförmige Leere werfen. Vielleicht aber auch hoffte er, daß sich das Loch wieder mit Luft und Wald gefüllt haben würde, wenn er es erreicht hatte. Ich weiß es nicht. Ich sah ihm nach, wie er sich mit mutigen Schritten von mir entfernte: Kopf und Hals wurden kleiner und kleiner, blieben aber immer, wenn auch leicht schwankend, in der Trichtermitte.

Nach einiger Zeit wandte ich mich ab und ging auf das Dorf zu. Und während ich so dahinschritt, fragte ich mich, wohin wohl das Pferd getrabt sein könnte. Auf diesen seltsamen Menschen verschwendete ich keinen Gedanken mehr.

Das Erwachen

Er öffnete mühsam die Augen, so als läge das Licht, das durch das weit geöffnete Fenster fiel, schwer auf seinen Lidern. Er sah zunächst nichts als milchigweißen Dunst, undurchdringlichen Dunst, der an seinen Pupillen zu haften schien und aus dem sich erst allmählich das weißgestrichene Metallgitter des Bettgestells herauslöste. Wie die Linse einer Kamera, die sich behutsam an einen Gegenstand heranastet. Wie die Linse einer Kamera. . .

Dieser Satz hallte in seinem Innern wider wie ein Echo, das sich irgendwo, weit von ihm entfernt, an Wänden zu brechen schien, zurückgeworfen wurde, wieder zurückgeworfen und erst, als sein Blick den weißen Wandschrank erreicht hatte, unvermittelt abbrach und ihn in erlösender Lautlosigkeit zurückließ.

Weiß, sagte er sich, so weiß wie das Bettgestell und die Wand, an der sich sein Blick jetzt entlangastete bis zu dem kleinen Tisch in der Ecke, auf dem eine Vase stand, und schließlich zu dem großen Fensterrechteck, in das dunkle Äste eines Baumes hineinragten. Geblendet schloß er die Augen.

Wie still es hier ist, sagte er sich, so still, als wäre ich in eine lautlose Welt gefallen. . . Und doch ist da ein Geräusch, vielleicht ein Rauschen. . . oder ein Sirren. . . ja, ein Sirren, das aus weiter Ferne mein Ohr zu erreichen scheint. . . Es stört mich nicht, erregt mich nicht, scheint ein Teil der Stille zu sein, die den Raum ausfüllt, in den ich gefallen bin. . .

Er öffnete von neuem die Augen, sah wieder das Bettgestell, entdeckte jetzt aber dunkelblaue Narben, Stellen, an denen

der weiße Lack abgesprungen war, dahinter die Türflächen des Schrankes mit zwei metallenen glänzenden Schlüsseln, deren Griffe waagrecht standen, den weißgedeckten Tisch mit der Vase, auf der er ein Blumenornament unterscheiden konnte, und wendete sich wieder dem Fenster zu, in dem die Äste des Baumes geometrische Figuren aus dem Blau des Himmels schnitten. Ein Rechteck, ein Dreieck, ein Trapez entdeckte er und zahlreiche andere Gebilde, von denen er wußte, daß sie in Geometriebüchern abgebildet sind, für die er aber keinen Namen hatte. Wieder lauschte er dem Sirren nach, das jetzt etwas lauter zu ihm drang, immer aber in der gleichen Tonhöhe, und es schien ihm, als höre er einen Rhythmus mitschwingen, einen Rhythmus... Woher kam er? Oder war er in ihm selbst?

Plötzlich wußte er, daß er auf etwas wartete, nur nicht worauf. Vielleicht warte ich auf einen Menschen, der die Tür öffnet, die er jetzt an der linken Seitenwand entdeckte, an mein Bett tritt und mich etwas fragt... Aber was sollte er fragen?... Oder auf das Ende des Sirrens, das mich zu schmerzen beginnt?

Er lauschte. Kein Geräusch außer diesem gleichmäßigen Ton, der noch immer die eigenartige Stille zu verstärken schien... Ich bin in eine weiße, lautlose Welt hineingefallen... Hineingefallen? Weshalb zögere ich? Was ist an diesem Wort, das sich wie eine Barriere vor mir aufbaut, eine Barriere, an der sich mein Denken stößt, die unübersteigbar zu sein scheint?

Er sah wieder hinüber zum Fenster. Der Himmel ist hellblau, lichtblau, ein Blau, wie man es durch einen Gaze-schleier erblickt. Und überall die Zweige, die aus dem Himmel

geometrische Figuren schneiden. . . aber auch Gebilde, die ich in keinem Geometriebuch finden würde. Diese eigenartigen Formen, die die laublosen, schwarzen Zweige in den Himmel drücken.

Hineingefallen, sagte er sich wieder, als stünde er noch immer außerhalb dieser lautlosen, weißen Welt, während er in ein blaues Dreieck starrte, das zwei dicke, schwarze Äste und ein Gewirr schwarzer Zweige begrenzen. Es schien ihm einen Augenblick, als könnte er das Blau mit seinem Blick durchdringen. Er entdeckte etwas, irgendwo hinter dieser blauen Gaze, aber es waren nur Schemen, die sich zudem so schnell bewegten, daß seine Augen nicht folgen konnten.

Was wird es sein? fragte er sich. Vielleicht sollte ich darauf verzichten, es zu erfahren, nur immer auf die weiße Wand blicken, diese weiße Wand, oder auf den Schrank oder das Metallgitter des Bettgestells! Vielleicht sollte ich mich mit dem Weiß zufriedengeben und mit dieser stillen, reglosen Welt, in die ich hineingefallen bin. . . Hineingefallen? Er spürte, wie dieses Wort ihn fesselte, ihn in seinen Bann schlug. Dann stünde am Beginn meines Lebens – neuen Lebens? – in dieser weißen Welt nichts anderes als ein Sturz! . . . Aber ein Sturz ist schmerzhaft, und ich spüre keine Schmerzen. Bis auf dieses Sirren, das von irgendwoher auf mich einströmt, das rhythmisch zu sein scheint, dem ich vielleicht einen Rhythmus gebe, den Rhythmus meines Herzens? . . . Und wenn es ein Fall war, woher bin ich gefallen? Irgendwo muß doch der Ausgangspunkt meines Falles sein und irgendwo der Anstoß zu meinem Fall!

Noch immer sah er auf den lichtblauen Fleck, er sah Bewegungen, die jetzt langsamer und geordneter abzulaufen

schielen, er sah jetzt auch Farben hervortreten und fragte sich erneut, ob er nicht wegsehen, darauf verzichten sollte, zu erfahren, was sich da hinter dem blauen Gazevorhang abspielte. Aber er wandte sich nicht ab. Er sah jetzt ganz deutlich ein blaues Auto, das durch die Straßen jagte, gegen andere Fahrzeuge prallte, sah, wie es zurückgeschleudert wurde, mit eingedrücktem Kühler von neuem anfuhr, einem roten Wagen die Flanke aufriß, sah Glassplitter wie in der Sonne glänzende Spritzer einer Fontäne über das blaue Auto stürzen, sah die graue Fahrbahn mit Trümmern übersät. . .

Ein Wahnsinniger am Steuer, sagte er sich, einer, der eben, im dichtesten Straßenverkehr vom Wahnsinn geschlagen wurde.

Er sah jetzt, tief unter sich zwischen hochragenden Hausgiebeln – und doch mit einer Klarheit, wie sie nur Traum und Halluzination kennen –, wie das blaue Auto zur Seite geschleudert wurde und, zerbeult und mit dampfendem Kühler, neben dem Schild einer Haltestelle stehen blieb. Eine Straßenbahn näherte sich. Wie eine glatte, große Raupe, an einem Faden gezogen, schien sie das graue Asphaltband entlangzukriechen, mit schmutzig weißem Rücken, der immer dann bläulich aufleuchtete, wenn Funken aus der Oberleitung sprühten. Er sah, wie die Straßenbahn anhielt, Menschen aus ihr heraussprangen und sich wie ein Bienenschwarm an das blaue Auto hängten. Wie erstarrt standen sie jetzt da, die Münder weit aufgerissen. Sie schrien wohl, aber er hörte ihre Schreie nicht. Ihn umgab noch immer diese Lautlosigkeit, die er aber jetzt als gespenstisch und bedrückend empfand. Nur das Sirren in seinem Ohr war heftiger und schmerzhafter geworden.

Der Verkehr war zum Stehen gekommen. Feiner, blauer Rauch stieg aus den Auspuffen der haltenden Fahrzeuge in die enge Häuserschlucht, Wagentüren öffneten sich, Männer, Frauen und Kinder liefen über den grauen Asphalt und vergrößerten die Mensentraube um die Unfallstelle. Ein Wagen mit Blaulicht, ein Krankenwagen, zwängte sich durch die haltenden Fahrzeuge, und aus dem blauen Auto, dessen Kühler noch immer weiße Dampfwolken ausstieß, zog man einen Mann. Er war erschreckend bleich, hatte die Augen geschlossen. Zwei rote Rinnsale, die von den Schläfen über die Wangen flossen und am Kinn zusammentrafen, schnitten aus seinem Gesicht ein weißes Dreieck.

Das Sirren war jetzt so nah, so laut, so schmerzhaft. Er versuchte, das Ohr mit der Hand zu erreichen, weil er hoffte, dadurch den Schmerz lindern zu können. Aber er erreichte es nicht. Seine Hand traf auf eine weiche Fläche, die er zunächst vorsichtig, dann immer hastiger abtastete, bis ihm bewußt wurde, daß sein Kopf, bis auf die Augen und den Mund, in Mullbinden eingewickelt war.

Ich hätte nicht hinblicken sollen, sagte er sich, nicht auf das Fenster, vor allem aber nicht auf das blaue Dreieck zwischen den schwarzen Ästen. Ich hätte auf die weiße Wand sehen sollen, oder auf das weiße Bettgestell, oder auf die weiße Tür. . . Es gab doch keinen Grund, an diesem sonnigen Nachmittag plötzlich Amok zu fahren. Es gab doch keinen Grund. Oder doch?

Da erinnerte er sich. Vor einer roten Ampel hatte er gehalten. Da sah er plötzlich im Seitenfenster des neben ihm stehenden Wagens dieses Frauengesicht. Es war ihm halb zugewandt. Mit leicht geöffnetem Mund schien es wie

überrascht in eine ihm fremde Welt zu blicken. Alles an diesem Gesicht schien rund: die weitgeöffnete Pupille, die tiefliegende Augenhöhle, die Wange mit dem deutlich hervortretenden Jochbein. Da wandte es sich ihm ganz zu, und er erschrak. Er sah nicht ihre Augen, deren Blick ihn in diesem Augenblick getroffen haben mußte, er sah nur, daß ihr dunkelbraunes Haar, das in langen Wellen auf ihre Schultern herabfiel, ihr Gesicht zerstörte, es in zwei Teile zerlegte: in ein Dreieck aus Stirn- und Augenpartie und ein Trapez, das von der Augenlinie bis zu dem breiten Kinn reichte.

Das war alles, sagte er sich. War das der Grund für meinen ungezügelten Tritt auf das Gaspedal, diesen Sprung über die Kreuzung, während die Ampel noch immer rot leuchtete, diese Amokfahrt, für diesen hemmungslosen Ausbruch aus einer geordneten Welt?... War das der Grund?

Aber er dachte nicht weiter über diese Frage nach, vielleicht, weil irgendwo tief in seinem Innern der Gedanke auftauchte, daß ihre Beantwortung sein ganzes Leben ändern würde.

Er sah jetzt nicht mehr zum Fenster hin, nur noch nach links auf die weiße Tür. So weiß wie der ganze Raum, sagte er sich, mit leichten Kratzern. Unter der Messingklinke, die schräg nach oben steht, ist sie abgegriffen: hellbraunes, gemasertes Holz. Bald wird sie sich öffnen, Menschen werden mein Krankenzimmer füllen und mich nach dem Grund für mein unverständliches Verhalten fragen. Was soll ich ihnen sagen? Daß mich ein Frauenkopf, der plötzlich in einem Autofenster auftauchte, zu dieser Amokfahrt veranlaßt hat? Das würden sie nicht verstehen. Ich werde ihnen versichern, daß mir mein Handeln so unverständlich sei wie allen, die mich als ruhigen, korrekten, zu keiner unüberlegten Tat

fähigen Menschen kennen. Das werde ich auf ihre Fragen antworten, nur das, und dann in eine Welt zurückkehren, aus der ich für einige Stunden herausgefallen war.

Gedankenlosigkeit

Franz Balsler sah beunruhigt vor sich hin. Irgendetwas trübte seine Stimmung, belästigte ihn. Kein vernünftiger Gedanke wollte sich einstellen. Er griff nach einem Buch, legte es aber bald wieder wie angeekelt auf einen der Bücherstapel auf seinem Schreibtisch zurück und murmelte dabei: "Phantasiegebilde, Nichtigkeiten, Schaumschlägereien, von irgendeinem Schreiberling zusammengebastelt, um leichtgläubigen Mitmenschen die Zeit zu stehlen!"

Er sah zum Fenster: schwarze, abweisende Scherenschnitte von Dächern und Bäumen und davor, im Glas, die Schemen seines Zimmers und seines Gesichts, das ihn nichtssagend anstarrte.

Enttäuscht wandte er sich ab und sagte sich: "Es bleibt mir also keine Wahl. Ich muß wieder meine kostbare Zeit verschwenden, wieder den Weg gehen, den ich schon so oft gegangen bin. Vielleicht gelingt es mir auch diesmal, durch die körperliche Bewegung meine geistige Spannkraft zurückzugewinnen. Einige Male ist mir das ja schon gelungen."

Während er durch die Straßen ging, wandte er eifrig den Kopf nach rechts, nach links, blickte in dahindämmernde Gartenrechtecke, blasse Häuserfronten, in dunkle und erleuchtete Fenster und Schaufenster. Doch so sehr er sich auch abmühte, aus all den Dingen, die sein Blick erfaßte, Anstöße für einen vernünftigen Gedanken zu gewinnen, es mißlang. Und so sagte er sich: "Die Gedankenlosigkeit ist wie der Schatten eines Sonnenschirms auf mich herabgesunken, hüllt mich ein. Und die Sonne und damit den Schatten kann

ich nicht vertreiben, den Schirm nicht zusammenfalten, denn das sind Metaphern, Bilder, mit deren Hilfe ich meinen Zustand zu erklären versuche.“

Und nach einiger Zeit, während er an der helleren Wand eines Häuserblocks vorbeiging: “Welchen Unsinn ich daherrede! Die Sonne vertreiben, den Sonnenschirm zusammenfalten. Aber wenn einen die Vernunft im Stich läßt, waltet Unvernunft!... Waltet?... Soll sie walten!”

Gerade hatte er eine Musikalienhandlung erreicht und blieb stehen. Im hellerleuchteten Schaufenster waren neben Notenheften und Notenbüchern Musikinstrumente der verschiedensten Art ausgestellt. “Unvernunft walten lassen!” sagte sich Balsler von neuem. “Ja, hier könnte ich Unvernunft walten lassen. Zum Beispiel alle diese Preisschildchen vertauschen.” Und fast hätte er seinen Plan ausgeführt, da sagte er sich: “Der Spaß, den ich an der von mir geschaffenen Unordnung hätte, wäre gering. Wie der aufgebrachte Besitzer am Morgen schwitzend, mit gerötetem Gesicht, Verdächtigungen vor sich himmelmelnd oder auch herausbrüllend, die alte Ordnung wieder herstellte, das sähe ich nicht, denn um diese Zeit wälze ich mich noch in Träumen. Ich könnte es mir vorstellen. Aber was ist das schon im Vergleich zu einem wirklichen Geschehen!”

Deshalb ließ er die Instrumente alle Melodien spielen, die in den Notenheften und Notenbüchern vor sich hindämmerten, von der Harfe, die die Begleitmelodie zu dem Gesang eines gälischen Barden zupfte, über die Oboe, die eine Arie aus Richard Strauß’ “Salome” vor sich hinnäselte, bis zu den qualvollen Dissonanzen eines Saxophons, die das Erstlingswerk eines Schönbergschülers beklagten.

Der Lärm all dieser Instrumente war unerträglich, und die Schaufensterscheibe bebte so stark, daß Balsler befürchtete, sie würde jeden Augenblick zerspringen. Deshalb trat er einige Schritte zurück und ging dann schnell davon, die Handflächen an die Ohren gepreßt.

Nach einiger Zeit blieb er jedoch stehen und ließ die Hände herabsinken. Nur noch gedämpft klangen die gräßlichen Disharmonien an sein Ohr. Er lächelte. "Unvernunft walten lassen... Nicht übel! Jedenfalls für den Anfang... Und jetzt?"

Er stand an der Einmündung einer Straße mit schmalen Vorgärten, die in etwa hundert Meter Entfernung von einer Häuserfront abgeschlossen wurde. Aus allen Fenstern zuckte bläuliches Licht auf ihn herab. Er schüttelte sich, so als könnte er sich dadurch von diesem blauen Flackern befreien, dann grinste er und sagte laut: "So, jetzt werde ich diese trägen Bierbäuche, die vor ihren Glotzen dahindämmern, aus ihren Sesseln kippen!"

Er befahl der Straße, sich zu heben. Sie gehorchte, wenn auch zögernd und ruckartig. Irgendwo muß ein Widerstand sein, eine Verankerung, sagte sich Balsler, während auf beiden Seiten Rolläden klappernd hochschnellten, Fenster aufgerissen wurden, verstörte Gesichter auftauchten und Schreie des Entsetzens von den Häuserfronten widerhallten, und dann sagte er laut:

"Einen Lärm machen die, einen Lärm! Fast so unerträglich wie die Instrumente in dem Musikaliengeschäft!"

Schließlich kam die Straße zur Ruhe. Steil und starr wie ein gewaltiges, halbaufgerichtetes, schwarzes Brett stand sie vor ihm, so daß er den Kopf in den Nacken legen mußte,

um die Hauswand, welche die Straße abschloß, in den Blick zu bekommen. Eine dicke Frau hing mit zappelnden Beinen und wehenden Röcken kreischend in einem der Fenster. Sie hatte sich ans Fensterkreuz geklammert. Balsler sah amüsiert in dieses Chaos aus flatterndem Stoff und unförmigen Fleischmassen und wollte der Dicken gerade zurufen, das ganze sei doch nur ein Scherz, es bestehe also kein Grund zu Hysterie, da sah er etwas Dunkles auf sich zurasen. Schnell sprang er zur Seite. Ein Auto schoß an ihm vorbei, durchbrach wenige Schritte hinter ihm einen Gartenzaun und zerschellte an der Hauswand.

Franz Balsler wurde sich mit einem Mal der Gefahr bewußt, in die er sich durch sein leichtfertiges Handeln begeben hatte. Er erbleichte, sein Herz begann heftig zu klopfen, seine Knie zu schlottern, und bei dem Gedanken, daß möglicherweise noch andere Wagen mit schlecht angezogener Handbremse an den Straßenrändern herumständen, brach ihm der kalte Schweiß aus. Deshalb ließ er die Straße schnell wieder herabsinken und lief rasch davon.

Atemlos und schweißgebadet blieb er in einer Nebenstraße stehen. "Nicht einmal einen kleinen Scherz darf man sich erlauben, ohne sein Leben aufs Spiel zu setzen!" sagte er sich, während er in den schon ziemlich entfernten Lärm lauschte. "Nicht einmal einen kleinen, harmlosen Scherz! Und weshalb? Weil diese lausigen Autofahrer ihre Fahrzeuge nicht ordnungsgemäß abstellen. Der Polizei müßte man diese Ordnungswidrigkeit melden!"

Doch er meldete nichts. Auf Umwegen schlich er zurück in sein Haus, stieg, ohne das Licht anzuzünden, in sein Arbeitszimmer hinauf und tastete sich vor bis zum Fenster.

Noch immer ragten die schwarzen, abweisenden Scherenschnitte der Dächer und Baumkronen in den leicht aufgehellten Himmel. Lange stand er regungslos da und blickte in das nächtliche Bild der Vorstadt, in der er wohnte. Er dachte dabei: Irgendwo in der Dunkelheit vor mir muß die Straße liegen, mit der ich mir den kleinen Scherz erlaubt habe. Sicher suchen sie jetzt einen Schuldigen. Aber daß ich es war, der die Straße in die Schräglage versetzt hat, sollen sie mir erst einmal beweisen!

Ein Exhibitionist?

Seit heute morgen fühle ich mich wieder unwohl: ein Ziehen in der Nierengegend von einer Art Schüttelfrost begleitet, der die Haut über den Hüften erzittern läßt, danach ein Beißen und Bohren, als ob jemand mir seinen Zeigefinger in diesen Teil des Rückens stieße und sich der Nagel beim Zurückziehen des Fingers in der Haut verhakte. Und dabei fühlte ich mich gerade in den letzten Tagen so erfreulich gesund, gesünder jedenfalls als in den Wochen davor, als mich Schmerzen in der Schulter quälten, mir den Schlaf raubten und meine Lippen zu schmalen Strichen zusammenzogen. Aber ich ahnte schon seit Tagen, daß mich bald wieder ein neues Leiden belästigen würde, wie mir eigentlich immer irgendein Schmerz das Leben vergällt, und das schon seit Jahren. Heute morgen also war es wieder soweit.

Gleich nach dem Frühstück schlug ich das Konversationslexikon auf, das über meinem Schreibtisch in Höhe meines Kopfes in der Bücherwand steht und das ich mir eigentlich nur zu dem Zweck angeschafft habe, um die Gründe für meine zahllosen Leiden, ihre Erscheinungsformen und ihre Folgen kennenzulernen. Denn wenn ich über eine Krankheit Bescheid weiß, bin ich ruhig, wenn auch nicht beruhigt, denn wer könnte schon mit Gelassenheit den Verfall seiner körperlichen Funktionen zur Kenntnis nehmen.

Ich las zunächst, etwas oberflächlich, die Ausführungen über Aufbau und Funktion von Vorniere und Urniere, von Rinden- und Marksicht, verglich dann aufmerksam die Krankheitsbilder einer Nierenbeckenentzündung, Nierenfistel und Schrumpfniere mit meinen Beschwerden, fand aber

keines, das meinen Schmerzempfindungen entsprochen hätte. Was sollte ich tun? Ich saß zunächst etwas ratlos vor dem aufgeschlagenen Lexikonband, stellte ihn dann wieder zurück ins Regal und begann zu sinnieren.

Aber sagen Sie selbst: Was hilft dieses Wälzen von Gedanken, dieses Umherirren in einem tristen Raum, in dem man auf zahllose Dinge trifft, denen man nicht begegnen wollte: auf Krankheiten, die einem das Leben zur Hölle gemacht haben, auf Leiden, von denen Freunde und Bekannte geplagt wurden, auf Gespräche mit Unbekannten im Warteraum eines Arztes oder Zahnarztes, während einer Omnibus- oder Straßenbahnfahrt, auf all diese Krankengeschichten, die sich einem bis in jede Einzelheit unauslöschlich im Gedächtnis eingeprägt haben. Unwillkürlich steigen unerfreuliche Bilder aus vergangenen Tagen auf, von denen man annahm, sie seien längst verblaßt, man schlittert – um ein Bild zu bemühen – sozusagen durch einen Haufen ungeordneter, übelriechender Abfälle, die ein freudloses Leben in uns zurückgelassen hat, man wühlt sich ziellos durch ihn hindurch. Und wenn man endlich die Kraft gefunden hat, seinen Blick aus diesem Unrat zu befreien, spürt man von neuem dieses Bohren in der Nierengegend, den ziehenden Schmerz in den Schultern oder die krampfartigen Zuckungen in dem Dickdarmabschnitt unter der Blinddarmnarbe. Das heißt, man hat nichts gewonnen, seinen Zustand nur verschlimmert.

Und dennoch: Das alles hätte mich nicht gestört, zumindest nicht verstört, da mir diese Zustände seit Jahren zur Gewohnheit geworden sind. Wäre nur diese Zeitungsmeldung nicht gewesen!

Diese wenigen Zeilen, die da unter der Rubrik "Lokales" eingeordnet waren, schreckten mich sofort auf, und so heftig

ich mich auch gegen die Worte wehrte, die ich Zeile für Zeile las, ich konnte mich von dem Text nicht lösen, bis ich ihn ganz in mich aufgenommen hatte.

Ungewöhnlich war schon, daß ich das Blatt gerade an dieser Stelle aufgeschlagen hatte, denn örtliche Geschehnisse, die oft in aller Breite dem Leser dargeboten werden, haben noch nie mein Interesse geweckt, weil all diese Angelegenheiten, wie der Bau einer Umgehungsstraße, die Anlage oder Überwachung einer Mülldeponie, die Ehrung besonders verdienter Bürger, vor allem aber das Parteiengezänk, von dem jedes dieser örtlichen Probleme begleitet wird, für mich Elemente der Komik enthalten, mir ein Lächeln abnötigen, also eine Geste, von der ich meine, daß sie unserer Zeit nicht angemessen ist.

Daß ich die Zeitung gerade an dieser Stelle aufschlug, war wohl einfach ein Versehen, ein Augenblick mangelnder Konzentration – wenn auch mit für mich unabsehbaren Folgen –, denn einen einigermaßen einleuchtenden Grund dafür konnte ich trotz intensivem Nachforschen nicht entdecken.

Aber gerade mir hätte dieses Versehen nicht unterlaufen dürfen. Alles, was ich unternehme, ist geplant, mein Tagesablauf in festen Bahnen, nichts überlasse ich dem Zufall. Streng achte ich auch darauf, daß jede meiner Handlungen an eine bestimmte Zeit und an einen dafür vorgesehenen Ort gebunden ist. Das gilt auch für das Lesen der Tageszeitung.

Jeden Morgen nehme ich sie – übrigens die einzige, die unser Gebiet mit Nachrichten versorgt, also ein Blatt, das konkurrenzlos ist und dessen Qualität, wie viele behaupten, unter diesem Umstand leide –, jeden Morgen also nehme ich sie mit in mein Büro und verwende die Zeit, die mir

bis zum Arbeitsbeginn bleibt, meist sind es zwanzig oder fünfundzwanzig Minuten, um alles mich Interessierende zu lesen.

Ich gehe dabei, wie stets, systematisch vor, überfliege die politischen Nachrichten, die nur selten meine Aufmerksamkeit erregen, wende mich dann den Verkehrsunfällen zu, weil ich in ihnen meine Ansichten über den Charakter meiner Mitmenschen immer von neuem bestätigt finde, widme einige Zeit den Todesanzeigen, die in mir ein Gefühl überlegener Trauer hervorrufen, und studiere ganz zum Schluß mit größter Aufmerksamkeit die Kolumne: "Hier spricht ihr Hausarzt".

Diese Zeitungsmeldung also, auf die heute morgen ein unglücklicher Zufall meinen Blick gelenkt hatte und die möglicherweise bei jedem anderen Leser nur ein unbestimmtes Gefühl moralischen Unbehagens hervorgerufen hätte, erschreckte mich zutiefst und löste in mir sofort die Frage aus, die mich seitdem bedrängt und die sich auch nicht durch den noch immer anhaltenden Schmerz in der Nierengegend, den Schüttelfrost und zahlreiche, wie ich glaube, ausgeklügelte Ablenkungsmanöver aus meinem Bewußtsein verdrängen läßt.

Eine Nierenbinde habe er sich kaufen wollen, hieß es da, gerade den Gegenstand, den ich kaufen sollte oder hätte kaufen sollen, denn daß es diese Möglichkeit gibt, sich von Nierenschmerzen zu befreien, oder sie doch wenigstens zu lindern, das weiß ich erst seit heute morgen, seitdem ich diesen Zeitungsbericht gelesen habe.

Ich ließ den gestrigen Tag noch einmal an mir vorüberziehen, soweit mir das möglich war, erinnerte mich, daß ich nicht an meinen Arbeitsplatz hatte gehen müssen, nicht vor den

sorgfältig geordneten Stapel aus Papieren und Akten, die meinen Schreibtisch füllen, denn es war ein katholischer Feiertag, die Behörden arbeiteten nicht, die Geschäfte aber waren geöffnet. Ich war etwas später aufgestanden, hatte in aller Ruhe gefrühstückt – soweit mir das möglich war, denn ich bin ein Mensch, der sich immer abhetzt, auch dann, wenn dafür kein ersichtlicher Grund vorhanden ist –, hatte meine Medikamente eingenommen – eine der wenigen Minuten des Tages, die mich in gehobene Stimmung versetzen; denn jedesmal lese ich die Beipackzettel durch und stelle dabei überrascht und zugleich beglückt fest, wie viele Beschwerden und Krankheiten diese Arzneien zu beseitigen imstande sind –, war in die Stadt gefahren, um einen neuen Briefkasten zu kaufen, hatte ihn aber nicht gekauft, weil mich das Angebot verwirrte, hatte auf dem Heimweg im Autoradio den Mittagskommentaren gelauscht, die mich jedesmal erregen, aus sehr unterschiedlichen Gründen, zu Mittag gegessen und bis gegen 15 Uhr geruht. Gemeinsam hatten wir, meine Frau, meine Tochter und ich, Kaffee getrunken. Ich war dann hinaufgegangen in mein Arbeitszimmer und hatte zu arbeiten versucht. Aber es war wohl, wie meist an diesen freien Tagen, bei dem Versuch geblieben.

Wenn ich mich recht erinnere! Aber tue ich das? Ist der Tag so abgelaufen, wie ich ihn rekonstruiert habe? Oder habe ich ihn wie ein Puzzle aus anderen Tagen zusammengesetzt? Habe ich mir vielleicht etwas verschwiegen, oder hat mein Unterbewußtsein Dinge gelöscht, an die ich nicht erinnert werden will? Habe ich nicht vielleicht doch, vor oder nach dem Versuch, einen Briefkasten zu kaufen, dieses Geschäft für orthopädische Hilfsmittel betreten? Dann könnte ich der

Mann sein, der sich, wie es in dem Zeitungsbericht heißt, vor der Verkäuferin unsittlich entblößt hat.

Sicher, es gibt überzeugendere Gründe für meine Schuldlosigkeit als meine vagen Erinnerungen an den gestrigen Tag. Die Verkäuferin hatte den Täter genau beschrieben. Und auch jemand, der mir nicht wohl wollte, könnte mich in ihrer Beschreibung nicht wiedererkennen. Er sei klein und rothaarig gewesen, hatte sie den Polizeibeamten berichtet, sein Gesicht von zahlreichen Sommersprossen bedeckt, einen grauen Rollkragenpullover habe er getragen und Blue jeans. Ich aber bin 1,80 m groß, und die Farbe meiner Haare, soweit sie noch vorhanden sind, ist ein dunkles Blond, vielleicht auch ein helleres Braun, sicher aber nicht rot. Sommersprossen habe ich in meinem Gesicht zu keiner Zeit entdecken können, und Rollkragenpullover sind mir ebenso verhaßt wie diese amerikanischen Allerweltshosen.

Das alles müßte mich beruhigen. Aber kann man den Aussagen einer verstörten Verkäuferin trauen? Kann sie sich nicht, in dem begreiflichen Schock, den diese unzüchtige Handlung in ihr hervorgerufen haben muß, in der Beschreibung des Täters geirrt haben? Ein Psychologe könnte diese Frage vielleicht beantworten, ich kann es nicht.

Jedenfalls habe ich mir einen Plan zurechtgelegt, der mich vor den Folgen einer unwahrscheinlichen, aber nicht ganz auszuschließenden unbedachten Handlung bewahren wird. Ich werde in der nächsten Zeit die Öffentlichkeit meiden, soweit mir das möglich ist, werde also meinen Arbeitsplatz auf dem kürzesten Wege zu erreichen suchen und auf dem kürzesten Wege auch wieder in mein Arbeitszimmer zurückkehren. Dort werde ich, um mich vor allen Zweifeln und Selbstvorwürfen

zu bewahren, Carlo Emilio Gaddas "Gräßliche Bescherung in der Via Merulana", einen Roman, der mir vor Wochen den Atem raubte, ein zweites Mal lesen, das Geschehen Zeile für Zeile, häufig zurückblättern, an mir vorüberziehen lassen, mit Don Ciccio und Pestalozzi von neuem die Spuren dieses gräßlichen Verbrechens verfolgen und schließlich, sobald ich die letzte Seite umgeblättert habe, den oder die unbekanntes Täter entlarven, was dem Autor mißlungen ist.

Das werde ich tun. Und so wird die Zeit vergehen, es wird Gras über das Geschehen beim Kauf der Nierenbinde wachsen, die Verkäuferin wird vielleicht die Stadt verlassen oder der Staatsanwalt den ungeklärten Fall zu den Akten gelegt haben. Dann erst, ja, erst dann werde ich wieder am Abend das Haus verlassen und zwischen dunklen Gärten und erleuchteten Fenstern durch die Vorstadt wandern, wie es seit Jahren meine Gewohnheit ist.

Die Augen des Fischers

Ich war nicht überrascht, als ich das Zimmer betrat. Was konnte ich schon anderes erwarten? Wie so oft war ich, ohne ein Quartier vorzubestellen, losgefahren, und nun waren wegen des alljährigen dreitägigen Stadtfestes alle Pensionen und alle Hotels, bis auf dieses eine, ausgebucht.

Dennoch hatte ich beim Anblick des Hauses gezögert, auf die heruntergekommene Fassade gestarrt, auf die grau-grünen Glasbuchstaben – das “H” von Hotel hing schräg nach unten, wurde nur noch von einer Schraube gehalten –, auf die zweiflügelige Tür, von der die weiße Farbe in großen Flecken abgesprungen war und die grobe, dunkle Holzmaserung freigelegt hatte.

Nein, ich war nicht überrascht von der Unsauberkeit des Zimmers. Als ich, den Türgriff noch in der Hand, in den Raum hineinsah, war es mir, als wären alle nicht vom Sonnenlicht, das durch das Fenster fiel, getroffenen Flächen von einem feuchten, fettigen Filz überzogen und als würde ich selbst von einem schmutzigen, übelriechenden Umhang eingehüllt.

Um mich von dieser Bedrückung zu befreien, ging ich zum Fenster. Vor mir stand eine makellose Häuserfront. Alle Fassaden frisch gestrichen, die weißen Fensterrahmen geradlinig aneinandergereiht, so daß es den Anschein hatte, als hätte man weiße Leitern in Höhe der Stockwerke befestigt.

Etwas beruhigt durch den Anblick dieses Stückes geordneter, sauberer Welt, drehte ich mich um, und erst jetzt war ich

überrascht, denn an der gegenüberliegenden Zimmerwand entdeckte ich das Bild "Auf dem Meer" von Albert Edelfelt.

Nur wer das Bild kennt und es so schätzt wie ich, wird begreifen, daß sich plötzlich alles um mich herum verwandelte. Aller Schmutz, der noch eben ein Gefühl des Ekels in mir hatte aufsteigen lassen, war wie durch Zauberhand verschwunden, und der Raum erstrahlte in dem leuchtenden Weiß des Segels, des Kleides der Frau, ihrer Haube – von der ein Tropfen dieser weißen Flut in das Boot herabzufallen scheint – und in den weichen Blautönen des Wassers, des fernen Ufers, der Bergkette und der Jacke des Mannes, der, im Heck sitzend, die Hände auf die Knie gelegt hat.

Ein Druck, dachte ich zunächst, ein ausgezeichneter Druck, denn jede Einzelheit entsprach dem Bild, das ich in Erinnerung hatte. Auch die Farben waren von der gleichen Leuchtkraft. Und während ich das Bild betrachtete, empfand ich auch dasselbe wie an jenen Nachmittagen, die ich wie gebannt vor dem Original in Göteborg verbracht hatte. Es war mir auch wieder, als beginne das Boot leicht zu schwanken, das Boot und das Kleid der Frau, als spürte ich die leichte Brise an meinen Wangen vorbeistreichen, als hörte ich die kurzen Wellen gegen die Bordwand schwappen.

Nach einiger Zeit, noch immer dem Zauber des Bildes verfallen, tastete ich es mit den Fingerspitzen, den Handflächen ab und war von neuem überrascht, denn ich bemerkte Unebenheiten, die nur von stärkeren bzw. schwächeren Farbaufträgen herrühren konnten. Also kein Druck, sondern eine Kopie. Vielleicht von einem Maler, der beim Anblick des Bildes das gleiche empfunden hatte wie ich.

Als ich am Abend nach meinem Vortrag über die frühen Impressionisten, der mich in diese Stadt geführt hatte, das Zimmer wieder betrat, hing das Bild noch immer an der Wand – aus mir unerklärlichen Gründen hatte ich befürchtet, es könnte sich entfernt oder jemand könnte es entfernt haben –, und auch der Raum war noch in Weiß und Blau getaucht, wenn auch die Farben etwas verblaßt schienen. Vielleicht weil das Licht jetzt nicht mehr durch das Fenster strömte, sondern von der Decke auf Fußboden und Wände herabfiel.

Doch da war noch etwas anderes: das unbestimmte, beunruhigende Gefühl, nicht allein im Zimmer zu sein, daß irgendjemand den Blick auf mich gerichtet hätte.

Ich spürte, wie ich meine Sicherheit verlor, wie sich meine Bewegungen veränderten, wie sie nicht mehr unbewußt von irgendeinem Nervenzentrum, sondern bewußt von meinem Willen gelenkt wurden; wie jede Bewegung meiner Hände, meiner Beine, ja selbst das Senken und Heben der Lider, zu einem Willensakt wurde und sich in einzelne, bewußt wahrgenommene Teilbewegungen aufsplitterte. Und diese Entdeckung beunruhigte mich so, daß ich schließlich zu fürchten begann, es könnte mir mißlingen, die nächste Teilbewegung auszuführen; daß etwa mein linkes Bein, das ich gerade, um den Schnürsenkel zu lösen, auf die Stuhlkante setzen wollte, die Stuhlkante nicht mehr erreichen würde und ich in dieser unvollendeten Bewegung die Nacht oder gar ganze Tage verbringen müßte, so lange, bis mich jemand aus der Erstarrung befreien würde.

Vorsichtig näherte ich mich dem Fenster. Vielleicht beobachtete man mich aus den gegenüberliegenden Häusern? Aber die Fensterflächen unmittelbar vor mir waren leer, nichts als

abweisende, schwarze Dunkelheit, ohne jede Andeutung, daß sich in ihnen etwas verbergen könnte, das seinen Blick auf mich gerichtet hätte. Nur aus zwei Fenstern, ziemlich weit entfernt, drang braunes Licht durch weiße Vorhänge. Aber keine Bewegung, kein Schatten war zu entdecken.

Wie lächerlich ich mich verhalten habe! dachte ich am Morgen, als ich unausgeschlafen auf dem Bahnsteig herumstand und auf den Zug wartete. Wie ein ängstliches Kind, das von Alpträumen beunruhigt wird. Nicht einmal das Licht hatte ich auszulöschen gewagt. Mehrmals war ich aufgestanden, hatte zum Fenster hinausgeblickt, die Wände des Zimmers nach Rissen, Spalten, Löchern abgesucht, hatte den weißgerahmten Spiegel abgehängt, weil ich irgendwann einmal gehört oder irgendwo gelesen hatte, es gebe Spiegel, durch die man hindurchsehen könne.

Jetzt glaube ich zu wissen, wer mich in der Nacht angeblickt hat. Der Mann auf dem Bild. Der im Heck des Bootes sitzende Mann, von dem ich immer angenommen hatte, er blicke auf die Frau oder auf diesen Tropfen Weiß, der von ihrer Haube herabfällt. Er hat mich angeblickt, und zwar in einer Weise, wie nur gemalte Augen es können. Manche glauben ja, gemalte Augen wären tot, nichts als Farbflecken. Wer so denkt, hat niemals wachen Auges ein Porträt betrachtet.

Nur eine Frage kann ich mir nicht beantworten: Weshalb sah mich der Mann im Boot an? Weshalb gerade in dieser Nacht, in diesem Zimmer? Nicht am Nachmittag, als ich mich in dem Zimmer aufhielt, nicht in den langen Stunden, die ich im Göteborger Kunstmuseum vor dem Bild gestanden habe. Hat der Kopist die Augen verändert? Er, der jeden

Pinselstrich mit so großer Sorgfalt gesetzt hat, daß ich zunächst annahm, einen Druck vor mir zu haben? Selbst wenn das der Fall ist, was erklärt das schon?

Ich bin beunruhigt...

Der große Fisch

“Es war die schwärzeste Nacht meines Lebens!”, sagte er. “Nichts sah ich, gar nichts. Es war, als wäre ich mit einem Mal erblindet oder ein dickes, schwarzes Tuch, das auch nicht den geringsten Lichtschein durchläßt, wäre mir vor die Augen gebunden.

Nach einiger Zeit aber schien es mir, als zeichneten sich in einiger Entfernung Flächen unterschiedlicher Dunkelheit ab. Doch das konnte täuschen. Deshalb hob ich zunächst den linken, dann den rechten Arm, so daß die Hände unmittelbar vor meinen Augen emporstiegen, weil ich meinte, wenn überhaupt etwas, dann müßte diese Bewegung zu erkennen sein. Vergeblich. Ich sah nichts, wenn ich auch einen Augenblick beim Vorbeigleiten meiner linken Hand glaubte, eine leichte Veränderung meines Blickfeldes wahrgenommen zu haben.

Ich weiß nicht, wie lange ich so dagestanden hatte, umgeben von dieser Finsternis, da erinnerte ich mich, daß vor mir ein Weg lag, den ich gehen mußte. Ein langer Weg, an dessen Ende. . . Was war es nur? Daß ich das Ziel vergessen konnte! Und es mußte doch ein Ziel geben! Denn ohne Ziel wäre der Weg sinnlos gewesen. Doch so sehr ich mich auch abmühte, so oft ich meine Gedanken den unsichtbaren Weg, den ich deutlich unter meinen Füßen spürte, entlanggleiten ließ, es wollte nicht in mein Bewußtsein zurückkehren.

Und so ging ich, ohne das Ziel zu kennen. Doch was war das für ein Gehen bei dieser Finsternis! Ich setzte einen Schritt vor den anderen. Setzte? Ich tastete mit den Schuhsohlen den Boden ab. Ich wußte, solange sie über sandige Fläche und einzelne, kleinere Kiesel glitten, hatte ich den

Weg noch unter meinen Füßen. Oft aber spürte ich plötzlich, wie etwas die Zehen oder den Fußballen nach oben drückte, dann wußte ich, daß ich die Wegkante berührt hatte und die Richtung meiner Schritte ändern mußte. Aber nur ganz leicht; denn hätte ich mich zu stark nach links oder rechts gewandt, wäre ich schnell wieder auf den anderen Wegrand gestoßen.

Dann und wann aber, wenn ich etwas leichtfertig schnell vorangeschritten war, spürte ich plötzlich die verführerische Weiche des Grases unter meinen Füßen und hörte gleichzeitig das Rauschen von Wasser. Das Wasser eines Stromes mußte es sein, der zu beiden Seiten meines Weges dahinfloß. Das ist eigenartig, sagte ich mir, denn dann muß mich rechts und links ein Fluß begleiten oder der Weg, den ich mühsam mit meinen Füßen abtaste, inmitten eines Stromes liegen. Das war kaum denkbar. Aber ebenso unwahrscheinlich schien es mir – und scheint es mir auch heute noch –, daß zwei große, rasch fließende Gewässer meinen Weg begleiteten. Woher also kam das Geräusch des fließenden Wassers? Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, daß mich jedesmal, wenn ich einen meiner Füße auf das Gras des Wegrandes setzte und das gedämpfte Rauschen des Wassers hörte, das Verlangen überkam, den Weg und das mir unbekannte Ziel aufzugeben, in das Wasser zu tauchen und mich von ihm dahintreiben zu lassen. Ein Verlangen, das ich nur schwer zügeln konnte. Denn jedesmal sah ich dann vor mir auch das Bild des Wassers: eine blau schimmernde Fläche, bedeckt mit zahllosen kleinen Wellen, die wie in der Sonne blinkende silberne Schuppen an mir vorbeizogen, und es schien mir, als verberge sich hinter diesen Schuppen ein großer Fisch, der mich wie

einst Jonas aufnehmen und in dem ich mich warm und geborgen fühlen würde.

Ich konnte mich den Sirenenklängen des Wassers nur dadurch entziehen, daß ich mich mit zwei, drei schnellen Schritten vom Wegrand und mit ihm vom gedämpften Rauschen des Wassers entfernte und mir sagte: Wärme in einem Fischbauch, in einem Kaltblütler! Und falls es in einem Fischbauch so etwas wie Verdauungswärme geben sollte, so wären doch da auch übelriechende Verdauungsdünste und zerstörerische Verdauungssäuren. Eine schöne Geborgenheit wäre das! Und dann konzentrierte ich meine ganze Aufmerksamkeit auf das vor mir liegende Stück Weg und auf das mir noch immer unbekanntes Ziel. Das half. Bisher jedenfalls.”

Er schwieg, und mir schien es mit einem Mal, als hörte ich das Rauschen der beiden Ströme, von denen der Fremde gesprochen hatte. Dann sagte ich:

“Ein merkwürdiger Traum. . .”

“Traum?” unterbrach er mich. “Ja, vielleicht ist es ein Traum. Ein Alptraum. Nur eigenartig, daß er nicht endet, daß ich den Weg noch immer gehe, noch immer die Schritte tastend in den kiesigen Weg setze, das Gras unter meinen Füßen spüre, das Wasser rauschen höre. . . Ein Traum, den ich schon lange träume und wohl noch einige Zeit träumen werde. Nur. . . manchmal scheint es mir, als könnte ich Traum und Wachen nicht mehr trennen und als sei der Traum, so viel er auch von einem Alptraum hat, der angenehmere Teil meines Lebens.”

Der Lacher

Immer lachte er. Was er oder ein anderer auch sagte, sein Lachen erstarb nie, und es wäre wohl auch nicht erstorben, wenn ihm jemand mit der Gewißheit eines Propheten oder der Unbestechlichkeit eines Professors für innere Medizin erklärt hätte, daß er nur noch einen Tag zu leben habe.

Sein Lachen war nicht das dumme Lachen des Einfältigen, auch nicht das höhnische eines Weltverächters oder Zynikers, es war das eines Artisten, eines Lachkünstlers. Alle Möglichkeiten des Lachens waren ihm vertraut: das kurze, laute Auflachen, das Herausplatzen, Losplatzen, Losbrüllen, das Kichern und Gicksen, das Gackern. Er konnte Tränen lachen, sich krumm und schief oder aus vollem Halse lachen, sich halb totlachen. Ja, oft schien es, als habe er bisher unbekannte, völlig neue Lachweisen entdeckt, nur lassen sie sich eben mit Worten nicht wiedergeben, jedenfalls nicht mit den Worten, die mir zur Verfügung stehen oder die ich aus irgendeinem Wörterbuch herauslesen könnte. Ich müßte mir dafür neue Wörter ausdenken.

Übrigens hieß er Hein Haberschmidt. Auf das dt in seinem Namen legte er anscheinend großen Wert; denn jedesmal, wenn er sich vorstellte oder vorgestellt wurde, sagte er: "Haberschmidt mit dt! Bitte!" und lachte.

Eigenartig war es schon, sein Lachen. Denn wo und wann findet man einen Menschen, der alles, was man ihm sagt oder was er selbst von sich gibt, mit einem mehr oder weniger schallenden Gelächter begleitet. Und so konnte man, wenn man Haberschmidt – mit dt bitte! – zum ersten Mal begegnete, an seinem Verstand zweifeln. Aber eben nur

beim ersten Mal und im ersten Augenblick. Denn sobald man einige Worte mit ihm gewechselt hatte, erkannte man, daß man es durchaus nicht mit einem Dummkopf oder Schwachsinnigen zu tun hatte. Ganz im Gegenteil! Es gab wenige Fragen, auf die er nicht eine kluge Antwort gewußt hätte, und, was noch mehr für seinen Intellekt sprach, er schätzte sein Wissen nicht allzu hoch ein und war jederzeit bereit, ein Nichtwissen einzugestehen oder eine fehlerhafte Aussage zu korrigieren.

Nur etwas erschreckte jeden, auch den, der ihn schon länger kannte, immer aufs neue: Sein Lachen stimmte nicht mit den Aussagen überein, ja, selbst die gleichen Worte riefen bei ihm jeweils andere Formen des Lachens hervor. So belachte er das eine Mal voll Ironie und Bitterkeit die banale Mitteilung, daß man erst spät aufgestanden sei, ein andermal wieherte er, als hätte man ihm einen gepfefferten Witz erzählt. Es war, so sehr man sich auch bemühte, kein System in seinem Lachen zu entdecken.

An sein Lachen hatte ich mich gewöhnt, nicht aber an diese Eigenart. Deshalb fragte ich ihn eines Tages, als wir in einem Café zusammensaßen, inmitten zahlreicher Menschen, die immer wieder, durch sein Lachen aufgeschreckt, zu uns herüberblickten:

“Herr Haberschmidt” – “Mit dt! Bitte!” unterbrach er mich und lachte höhnisch auf –, “was mir auffällt: Ihr Lachen scheint keinen Bezug zum Gesprächsgegenstand zu haben.”

Ich hatte mich etwas geschwollen ausgedrückt, und irgendein Lachen, meinetwegen auch ein Sich-tot-Lachen, wäre meiner Ausdrucksweise angemessen gewesen. Aber er kicherte, kicherte, die Rechte vor den Mund haltend, wie

ein junges Mädchen. Schließlich aber beruhigte er sich und antwortete mir:

“Ich lache, wie ich bin. Und ich bin, wenn man es genau betrachtet, nur dieses Lachen. Worte? Was sind Worte? Auf sie sollte man nicht achten. Sie sind Hülsen, die wir uns gegenseitig an den Kopf werfen. Manchmal sind Steine darin verborgen, oder Nadeln, oder Giftpfeile. Aber im Grunde genommen sind sie, wie ich schon sagte, Hülsen, mit Gefühlen oder anderem Unrat gefüllt oder aber mit irgendeiner lächerlichen Ideologie beschriftet. Das heißt, wer sie sich genauer betrachtet, wird ihre Wert-, ja Sinnlosigkeit schnell erkennen. Worte können nichts sagen, zumindest nichts, was von einiger Bedeutung wäre. Sie sind nichts als Bestandteile eines Spielzeugs, mit dem wir uns die Zeit vertreiben, damit uns nicht die Dunkelheit frißt, die ja nur auf eine Pause in unserer rastlosen Welterklärung, oder auch Weltverklärung, wenn Sie so wollen, wartet. Wer aber wie ich in Worten kaum noch einen Sinn zu entdecken vermag, den schützen die Worte nicht mehr. Er muß über sie einen Regenschirm spannen, die Worte selbst schützen. Durch irgendetwas. Zum Beispiel durch Grimassenschneiden oder andere Körperverrenkungen. Oder sie eben, wie ich, mit einem Lachen zudecken. Und ich bilde mir ein, daß nichts Worten so viel Schutz bietet wie ein Lachen, das zu ihnen in Widerspruch steht.”

Das war seine Antwort, die schließlich in einem Gelächter unterging, das irgendwo zwischen dem Gegacker eines jungen Mädchens und dem heulenden Gewieher eines Zynikers angesiedelt war. Ein Lachen also, für das es kein Wort gibt und das ich als “Gakeulen” bezeichnen würde, wenn dieses Wort nicht etwas ungewöhnlich klänge.

Die Einladungen lassen auf sich warten

Weshalb hatte ich sie eingeladen?

Ich sah in mein Weinglas, dann hinüber auf die andere Tischseite. Karl saß da, die Ellenbogen auf den Tisch gestützt, vornübergebeugt, leicht schwankend. Nur mit Mühe schien er sich aufrecht zu halten. Schließlich sank sein Oberkörper nach links, zu Elvira hin, wurde aber sofort wieder durch eine kräftige Bewegung ihres Oberarms in seine Ausgangslage zurückbefördert.

Karl sah auf, sah mich mit glasigen Augen an. Es schien, als wollte er mir etwas sagen. Doch dazu war er wohl zu betrunken. Nur seine Lippen zuckten und sein Gesicht verzog sich zu einem Grinsen. Dann sackte sein Kopf nach vorn in die Handflächen.

Elvira lächelte. Ein eigenartiges Lächeln, dachte ich, nichtssagend, leer, das ihr Gesicht kaum verändert, nur die Falten um die Augen- und Mundwinkel vertieft. Will sie Karls Verhalten damit entschuldigen?

Die anderen, Susanne, Werner, Günther, Hardy, sprachen heftig aufeinander ein. Was sie sagten, darauf achtete ich nicht. Mich bewegte noch immer die Frage, weshalb ich sie eingeladen hatte. Weshalb nur? Zahlreiche Antworten fand ich, doch keine, die mich hätte überzeugen können. Wie so oft hatte ich spontan gehandelt. Zufällig hatte ich die sechs ehemaligen Klassenkameraden auf dem Weg ins Büro getroffen. Hatte ich auf einen unterhaltsamen Abend gehofft? Mit diesen sechs?

Da hörte ich die Stimme Elviras:

“Er ist immer so. Er kann sich nicht beherrschen!”

Sie meinte Karl, der jetzt mit der Stirn auf der Tischplatte lag, die langen, dünnen, aschblonden Haare fächerförmig auf dem Tischtuch ausgebreitet.

“Er war nie anders. Das müßtest du doch wissen. Schon in der Schule ließ er sich gehen. Jeder hat halt seine Schwächen!”

Sie sah mich fragend an:

“Du auch?”

Meine Schwächen, meine zahlreichen Schwächen! Immer war ich, und anscheinend mit Erfolg, bemüht, sie vor anderen zu verbergen. Und jetzt sollte ich sie ihr, gerade Elvira, auf die Nase binden? Aber sie sah mich noch immer fragend an – und lächelnd. Irgendeine Antwort mußte ich ihr geben. Deshalb sagte ich, es war scherzhaft gemeint und sollte scherzhaft klingen:

“Ich habe zum Beispiel eine Schwäche für dich!”

Jetzt lächelte sie nicht mehr, jetzt lachte sie. Aber auch das Lachen durchlief nur die Oberfläche ihres Gesichtes, ja, selbst die heiseren Laute, die es begleiteten, schienen nicht aus ihrer Kehle aufzusteigen, sondern irgendwo zwischen dem stark geschminkten Mund und den schmalen Strichen der Augenbrauen angesiedelt zu sein. Nur ihre Augen belebten sich, glänzten, und das verwaschene Grau ihrer Pupillen begann sich leicht einzutrüben.

“Du eine Schwäche für mich? Seit wann denn das?”

Die anderen stritten sich jetzt. Werner schlug mit der Faust auf den Tisch. Werner? Der ruhigste, sympathischste von allen. Der Wein war es wohl, der ihn gelöst, ihn seine Zurückhaltung hatte aufgeben lassen.

“Und ob sie gefährlich ist! Lebensgefährlich!” schrie er mit einem Mal.

Von der friedlichen Nutzung der Kernenergie sprachen sie. Es war also nicht der Wein. Sobald dieses Thema berührt wurde, war Werner nicht wiederzuerkennen. Dann schien er ein anderer zu sein. Günther, der Choleriker, hätte so reagieren können. Doch der saß ruhig da und grinste. Wohl über Werner. Mir ging es ja ähnlich, wenn ich Werner so erregt sah. Nur grinste ich dann nicht, weil mir mit einem Mal bewußt wurde, zu welcher überraschenden Veränderungen Menschen fähig sind.

“Weshalb antwortest du nicht?” Elvira sprach wieder.

“Ich?”

“Na, sag schon! Seit wann hast du eine Schwäche für mich?”

Ich eine Schwäche für sie...? Ach ja, das hatte ich ja eben behauptet, um ihr meine wirklichen Schwächen nicht bloßlegen zu müssen.

“Seit wann? Schon immer! Schon seit unserer Schulzeit!”

Das war eine offensichtliche Lüge. Alle meine anderen Klassenkameradinnen hatten mich mehr interessiert als Elvira. Das war eigenartig, denn sie war mit ihren rotblonden Haaren, ihrem hellen Teint und ihren schon voll entwickelten weiblichen Formen das attraktivste Mädchen unserer Klasse. Von allen wurde sie umschwärmt. Daß sie nicht nur für dumm galt, sondern es auch war, störte keinen. Nur mich vielleicht.

“Davon hab ich aber nichts bemerkt! Das muß eine sehr heimliche Liebe gewesen sein!”

“Die heimlichste ist stets die heftigste!”

Das Gespräch mit Elvira wurde mir lästig. Deshalb suchte ich eine Möglichkeit, es zu beenden. Ich überblickte den Tisch. Werner und Hardy stritten noch immer. Susanne zündete sich eine Zigarette an. Überall verstreut auf dem Tischtuch Reste von Salzgebäck. Rotweinflecken. . . Da entdeckte ich, daß die Weinflaschen leer waren. Die eine jedenfalls.

Ich stand auf, sagte zu Elvira: "Du entschuldigst mich einen Augenblick!" und ging auf die Küchentür zu. Ich hatte sie noch nicht erreicht, da spürte ich Elvira hinter mir. Es war nicht der Klang ihrer Schritte, ihr Atmen ließ mich aufhorchen. Das beunruhigte mich. Doch ich sah mich nicht um, ging weiter zum Kühlschrank, wo ich den Korb mit den Weinflaschen abgestellt hatte. Gerade wollte ich mich niederbeugen, da spürte ich ihre Arme an meinem Hals, die Weichheit und Wärme ihres Busens an meinem Rücken, und ich hörte sie "Gerhard" flüstern.

"Aber Elvira!" wollte ich sagen, denn ich dachte an Karl, der im Wohnzimmer auf der Tischkante seinen Rausch ausschließ. Doch die beiden Worte blieben mir im Hals stecken. Ich konnte sie nicht aussprechen, denn mit einem Mal kamen sie mir albern, lächerlich vor. Irgendeinem Hintertreppenroman entstammten sie doch, und einen Roman, welcher Art auch immer, dessen glaubte ich mir sicher zu sein, würde es zwischen ihr und mir nicht geben. Andere Worte fand ich aber in diesem Augenblick nicht. Deshalb schwieg ich.

Doch ich hätte nicht schweigen dürfen, vor allem jetzt nicht, als Elvira ihre Hände auf meine Schultern gleiten ließ, mich zu sich drehte und mit strahlenden Augen ansah.

War das noch Elvira? Dieses Lächeln! Fast schien es das Lächeln eines Kindes, so unbeschwert, vorurteilslos. Fast, ja fast. Jedenfalls hatte es alle Starrheit, alles Maskenhafte verloren. Ihren ganzen Körper schien es zu durchdringen, und ich spürte, wie mein Körper auf ihr Lächeln antwortete. Und nicht nur auf ihr Lächeln.

Niemand wird mich für das, was nun geschah, zur Verantwortung ziehen können. Keiner jedenfalls, der wie ich eine solche Situation durchlebt hat. Noch einmal versuchte ich eine schwache Gegenwehr:

“Karl... Wenn Karl kommt!”

Aber sie küßte mich nur umso heftiger und sagte dann, noch etwas außer Atem:

“Was kümmert uns Karl!”

Zunächst glaubte ich, Karl hätte uns gehört. Es geschehen ja seltsame Dinge auf dieser Welt. Jedenfalls stand er gleich darauf – zu spät! – in der Küchentür. Als wir ihn bemerkten, fuhren wir auseinander und suchten unsere Kleidung in Ordnung zu bringen. Elvira beachtete Karl kaum. Sie warf ihm nur einen kurzen, nichtssagenden Blick zu. In aller Ruhe, ohne daß ihr die Hände zitterten, knöpfte sie ihre Bluse wieder zu und sah mich dabei an, als wollte sie mir ein zweites Mal sagen: “Was geht uns Karl an!”

Noch lange hätten wir uns wortlos gegenüber gestanden, wenn nicht Karl plötzlich gesprochen hätte:

“Ihr glaubtet, ich wäre betrunken. Bin ich nicht. War ich nicht. Ich spielte den Betrunkenen. Ich ahnte doch, was passieren würde. Ich kenne doch Elvira, weiß, daß sie in dich verschossen ist. Und du? Du hattest doch immer schon eine Schwäche für sie!”

“Ich?” wagte ich einzuwenden.

“Natürlich du! Leugne das bitte nicht ab!”

Er hatte recht. Das konnte ich nicht ableugnen. Nicht vor Elvira. Er sagte doch nur das, was ich wenige Minuten vorher ihr gegenüber behauptet hatte.

Karl schien durch meinen Einwand etwas erregt, beruhigte sich aber sofort wieder.

“Mit uns beiden, mit Elvira und mir, wäre es ja doch nicht mehr allzu lange gegangen. Ein Jahr, zwei Jahre. Kurz gesagt, ihr habt meinen Segen!”

Dann kam er auf uns zu – Was will er nur? dachte ich –, ging, ohne uns zu beachten, an uns vorbei, hob den Korb mit den Rotweinflaschen auf und ging mit ihm zurück ins Wohnzimmer.

Seit diesem Abend lebe ich mit Elvira zusammen. Ich weiß auch jetzt noch nicht, ob Karl sie dagelassen hat oder ob sie einfach geblieben ist. Wenn wir uns umarmen, scheint es mir oft, als hätte ich wirklich eine Schwäche für sie. Aber eben nur in diesen kurzen Minuten. Ansonsten ist sie mir durch ihre Dummheit lästig. Deshalb warte ich schon seit Wochen auf Einladungen von Freunden, denn im stillen hoffe ich, ich könnte sie auf die gleiche Weise los werden, wie das Karl gelungen ist.

Doch die Einladungen lassen auf sich warten.

Das Zeitloch

Vorsichtig ertaste ich meine kurzen Wege. Unbedachte Schritte kenne ich nicht. Einen Oberschenkel leicht angehoben, suche ich, einen Augenblick auf einem Bein balancierend, ein Quadrat von etwa dreißig Zentimetern Seitenlänge ab, sorgfältig, und erst, wenn mich mein durch lange Erfahrung geschulter Blick überzeugt hat, daß dieser Stein oder dieses Stück Asphalt, Holz- oder Teppichboden, worauf ich im nächsten Augenblick meinen Fuß setzen werde, ausreichend tragfähig ist, entspanne ich leicht meine Beinmuskeln: der Fuß sinkt herab und setzt fast unmerklich auf. Mit dem nächsten Schritt beginnt dieses Spiel von neuem.

Spiel? Für alle jene, die mit gekrümmten Hälsen und spöttisch hochgezogenen Nasen am Straßenrand stehen, die mir nachschauen, während das Grinsen des Einfältigen ihre leeren Gesichter verunstaltet, mag es Spiel sein. Nicht für mich. Denn ich weiß um die Gefahr, die mir und ihnen droht, in der täglich Tausende versinken, verloren gehen, ohne daß auch nur eines der zahlreichen Publikationsorgane die wahren Hintergründe ihres plötzlichen Verschwindens seinen Lesern bekannt gäbe. Ich weiß das, denn jeden Tag studiere ich eingehend die Todesanzeigen in mehreren Tageszeitungen. Und wenn ich auch sonst nicht gerade ein Mensch bin, der, wie man so schön sagt, die Welt von der heiteren Seite nimmt, sobald ich diese Anzeigen lese mit all den die Tatsachen verschleiernenden Formeln wie "Gott hat zu sich genommen", "verschied im Frieden des Herrn", dann lache ich, lache ich lauthals, so daß schon wiederholt meine Nachbarin, eine ältere Dame mit kastanienrot gefärbten

Haaren, ohne anzuklopfen in mein Zimmer stürzte, weil sie sich Sorgen um meine Gesundheit machte.

Ja, ich lache! Denn was verbirgt sich hinter all diesen angeblich von Pietät geprägten Formeln? Doch nichts anderes als das vielen Menschen unbegreifliche Verschwinden in einem der zahlreichen, jeden Schritt mit dem Tode bedrohenden Zeitlöcher. Manche der Inserenten scheinen etwas von den wahren Zusammenhängen zu ahnen. Oder sollte es Zufall sein, daß eine Frau den Tod ihres Mannes den Lesern einer Zeitung mit den Worten “ist unerwartet von uns gegangen” bekannt gibt? Ahnt sie vielleicht, was wirklich geschehen ist? Oder weiß sie es gar? Ist sie eine der wenigen, die wie ich die Gefahr kennen, die jede unnötige Bewegung meiden und jeden nötigen Schritt bewußt setzen? Vielleicht begegnen wir uns eines Tages, lächeln uns zu, während wir den linken Oberschenkel entspannen und den Fuß vorsichtig auf das eingehend geprüfte Stück Bürgersteig gleiten lassen.

Aber die anderen, die zwischen breiten, schwarzen Balken von ihren Frauen, Kindern, Enkeln und Urenkeln einem trauernden oder lachenden Publikum präsentiert werden, die schwarzgerändert die Tages- und Wochenzeitungen bevölkern – sie alle könnten noch immer diese seltsame Welt durchwandern, hätten sie sich wie ich tastend ihren Weg gesucht. Sicher, nicht alle Stürze in das Zeitloch lassen sich vermeiden. Aber doch fast alle.

Manchmal liege ich im Fenster, die Ellenbogen aufgestützt, und blicke hinunter auf die Straße: Menschen, die hastig, mit verzerrten Gesichtern irgendwelchen mir und ihnen unbekanntem Zielen entgegenjagen, Wahnwitzige, die leichtfertig wie Tölpel oder unerfahrene Kinder ihre unbedachten

Schritte einer brüchigen Erdkruste anvertrauen, Hürdenläufer, die die Todeshürden, die sie zu überspringen haben, nicht sehen, die Zeitlöcher mißachten, in die sie früher oder später hineinstürzen müssen – in einem endlosen Fall, bei dem kein Laut, der die anderen warnen könnte, an die Oberfläche dringt.

Bei meinen Blicken aus dem Fenster habe ich noch eine andere, überraschende Tatsache festgestellt: daß Tauben ein besonders feines Gespür für Zeitlöcher haben. Wenn ich beobachte, wie sie den großen, freien Rathausplatz durchtrippeln, zehn, zwölf Schritte in ganz gerader Linie, wie an einer Schnur gezogen, sehe, wie sie plötzlich wie erstarrt stehenbleiben mit aufgerichtetem Kopf und heftig gestäubten Halsfedern, dann nach rechts oder links abbiegen, um wenige Schritte später wieder in die alte Richtung einzuschwenken, weiß ich, daß sie soeben ein Zeitloch erspürt und umgangen haben. Deshalb richtete ich ein Gesuch an die Stadtverwaltung, alle Tauben einzufangen und ihre Füße mit orangeroter Leuchtfarbe bestreichen zu lassen. Wie vielen Menschen hätte diese einfache und wenig kostspielige Maßnahme das Leben retten können! Denn in kurzer Zeit wären alle Zeitlöcher von zahlreichen, auch bei Nacht sichtbaren Taubenspuren markiert, und die Gefahr, in eines leichtfertig hineinzutreten und in einem grenzenlosen Fall in einem zeitlosen Nichts zu versinken, wäre für alle, die ihrer Sinne mächtig sind, gebannt gewesen. Mein Vorschlag wurde nicht einmal beantwortet. Ja, es scheint sogar, als wollte man diese einzigartigen Helfer der Menschheit ausrotten mit der fadenscheinigen Begründung, ihre Zahl nehme überhand und ihr Kot verunstalte und zerstöre wertvolle Gebäude. Selbst die Schlagerindustrie wird eingespannt. Oder,

sagen Sie selbst, habe ich mich verhört, als vor einigen Tagen eine brüchige Stimme aus meinem Rundfunkgerät erklang: "Geh'n wir Taub'n vergift'n im Park...?"

Ich frage mich oft, ob nicht hinter all diesen Machenschaften eine Gruppe maßloser Menschenverächter steckt, eine Mafia, eine Cosa Nostra, ein Gangstersyndikat, das die Zeitlöcher organisiert und aus ihnen seinen Gewinn zieht. Welchen? Darauf werde ich noch kommen!

Ich kann mir keinen Vorwurf machen. Ich habe gewarnt, eindringlich gewarnt! Aber mein Buch "Das Zeitloch, seine vermutliche Lage und seine Gefahren" war kein Erfolg. Doch wann hätte je eine Warnung bei Menschen, bei diesen Menschen, Erfolg gehabt? Bei diesen Irrläufern, denen die Sorglosigkeit wie ein Kainsmal auf die Stirn geschrieben steht? Mein Buch hätte die Welt verwandeln, die Todesanzeigen aus den Tageszeitungen verschwinden lassen können. Aber wer liest es schon. Und die es gelesen haben? Vielleicht ist ihr Gesicht noch gezeichnet von dem irren Lachen ihrer zielbewußten Einfalt. Ich gebe zu: ich hätte die Gefahren anders darstellen müssen, in ergreifenden Worten. Doch das liegt mir nicht, denn ich bin ein nüchterner Mensch, gefesselt von den Regeln der mathematischen Logik. Ich skizzierte also seine Lage, führte eine Reihe von Meßergebnissen an, die etwas über seine mutmaßliche Größe aussagen können, wies auf seine Fluktuation hin, sprach vom Zeitloch an sich und seinen zahlreichen Varianten. Ich verbreitete mich möglicherweise auch zu lange über die Frage, warum diese Einbruchstellen Zeitloch genannt werden, ohne sie allerdings abschließend beantworten zu können.

Dennoch: einige wenige ahnen etwas von seinen Tücken. Sie hüten sich, vielleicht unbewußt, sich zu oft diesen Fallgruben auszusetzen, die alle möglichen menschlichen Wege unterminieren. Sie suchen sich sichere Plätze, an denen sie verweilen, ruhig, ohne jede hastige, unüberlegte Bewegung; man muß sie antreiben, damit sie ihre Lage verändern. Und sie setzen dann zwar nicht bewußt vorsichtig ihre Schritte, aber sie legen nur kurze Wege zurück. Und bei kurzen Wegen ist die Zahl der verborgenen Zeitlöcher gering. Man nennt sie die Faulen. Welche Einfalt!

Jeden Abend prüfe ich die Festigkeit des Wohnzimmerbodens und setze meinen Sessel an eine Stelle, die für einige Stunden Sicherheit verspricht. Jeden Abend. Denn ich weiß, wie sehr auch der Fußboden einem seltsamen, von mir noch nicht gesetzmäßig erfaßten Festigkeitsrhythmus unterworfen ist. Und wenn ich dann endlich – oft dauert das Stunden – eine Stelle entdeckt habe, lasse ich mich dort nieder und meditiere. Dann tauchen all jene Menschen wieder vor meinem Geist auf, die ich am Tage von meinem Fenster aus beobachtet habe, dann stehe ich vor Fragen, die ich mir niemals werde beantworten können. Sagt man nicht, Gott habe den Menschen Verstand gegeben? Was ist dann aber Verstand? Und was ist das für ein Gott?

An manchen Abenden, die ziellos wie Fledermäuse durch die Straßen der Stadt flattern, habe ich entsetzliche Visionen. Dann blicke ich für Sekundenbruchteile tief hinein in das Zeitloch. Glücklicherweise sind diese Abende selten. Denn wenn es aufbricht mit gezackten Rändern, wenn es sich mit explosionsartiger Geschwindigkeit erweitert, wenn ich in das abgrundtiefe Chaos schaue, für das unserer Sprache

jedes Wort fehlt, beginne ich zu schreien, und mir schwinden die Sinne. Wache ich dann wieder auf, steht meist neben mir die rothaarige Nachbarin und spricht mir begütigend zu. Sie ist ein Mensch, der etwas von der Existenz des Zeitloches ahnen muß. Denn wenn ich immer wieder stammle: "Das Zeitloch, das Zeitloch...", sehe ich in ihrem Gesicht eine Angst aufsteigen, die mir Hoffnung gibt, daß auch sie eines Tages ein bewußt lebender Mensch wird.

Die verlorene Maske

“Henry! . . . Henry!”

Mehrmals klang die schrille und etwas weinerliche Stimme durch den Garten, vorbei an den drei Wacholderbüschen, den beiden gelben Parkrosen, die in voller Blüte standen, glitt über die weite Rasenfläche und erreichte schließlich den Mann, der unter einer jungen Zeder lustlos den Rechen durch die schwarze Erde zog.

Zunächst schien es, als höre er die Stimme nicht, die doch so laut und schrill war, dann richtete er sich langsam auf, wischte sich mit dem Handrücken das schütterere Haar zurück, das ihm in die Stirn gefallen war, und blickte in die Richtung, aus der die Stimme kam.

“Was willst du, Martha?”

“Meine Maske!”

“Deine Maske?”

“Ich finde sie nicht!”

Henry ließ den Rechen fallen und ging langsam über den kurzgeschorenen Rasen auf die Terrasse zu, so als sei er von der Gartenarbeit ermüdet, und blieb schließlich unmittelbar vor den beiden Parkrosen stehen.

“Deine Maske?” fragte er. “Was ist mit deiner Maske?”

“Ich finde sie nicht. Alles habe ich durchgesucht. Alles. Wohin hast du sie getan?”

Ich getan! Wie immer habe ich etwas verräumt oder versäumt, wollte er sagen, aber er fühlte sich zu erschöpft für eine neuerliche Auseinandersetzung mit ihr. Es hatte doch alles keinen Zweck. Sie würde darauf bestehen, daß er sie verlegt oder absichtlich versteckt habe, und er würde

ihre Anschuldigungen zurückweisen. Wie immer etwas zu heftig. Aber er konnte nicht anderes. Das war nun einmal seine Wesensart. Deshalb sagte er nur:

“Ich glaube nicht, daß ich sie irgendwo gesehen habe. . .”

“Du glaubst nicht? Damit verrätst du dich! Das heißt doch, daß du dir nicht sicher bist oder vielleicht gar sehr genau weißt, wohin du sie getan hast!”

Henry bewegte nur leicht die Schultern, so als könnte er dadurch seine Verärgerung abschütteln. Er wußte, wenn er jetzt auch nur ein unüberlegtes Wort sagte, dann war er da, der Streit, den er um jeden Preis vermeiden wollte.

“Gestern noch habe ich sie im Wohnzimmerschrank liegen sehen. Auf dem Schachspiel. Das weiß ich genau!”

Henry sah jetzt seine Frau an. Sie sieht noch immer gut aus, sagte er sich. Fast so gut wie vor sieben Jahren, als wir uns auf diesem Maskenball kennengelernt haben. Sie hat sich kaum verändert. Vielleicht ist das Blond ihrer Haare etwas nachgedunkelt. Sicher ist sie etwas fülliger geworden. Aber das steht ihr gut. Selbst der tägliche Streit, dessen Spuren ich jeden Morgen beim Rasieren deutlich von meinem Gesicht im Spiegel ablesen kann, hat sie kaum verändert. Nur ihre Lippenwinkel sind etwas tiefer in das Kinn gesunken.

“Sag endlich, wohin du sie getan hast!” Ihre Stimme klang jetzt weniger schrill, eher etwas flehentlich, weinerlich. “Sag das doch endlich!”

“Was soll ich denn sagen? Nicht einmal gesehen habe ich sie, schon gar nicht versteckt. Weshalb auch?”

“Weshalb? Weil du mir diesen Ball nicht gönnst. Weil du mir diese kleine Freude nicht gönnst. Das einzige Mal im Jahr, daß ich etwas Vergnügen habe! Du gönnst es mir

nicht. Weil du zu diesem Ball nicht mehr gehen willst, soll auch ich darauf verzichten. Das ist es doch!”

“Ich gönne ihn dir!” sagte er und spürte, während er sprach, daß er das Wort “gönnen” zu stark betonte. Martha war hellhörig. Nur ein falscher Zungenschlag, und sie hängte sich daran auf, und ihre Anschuldigungen nahmen dann überraschende, ungeahnte Wendungen. Deshalb wiederholte er seine Antwort sofort, und diesmal ohne jede Betonung, die ihren Verdacht hätte erregen können.

“Und weshalb gehst du nicht mit?”

“Das habe ich dir doch wiederholt erklärt. Ich kann nunmal an diesem Poss... Maskenspiel keinen Geschmack mehr finden. Das ist der einzige Grund...”

“Der einzige Grund?” Ihre Stimme klang jetzt verächtlich. “Der einzige Grund! Du wirst schon noch einige andere Gründe haben, Gründe, die du mir verschweigst!”

Natürlich habe ich meine Gründe, dachte Henry. Nein, einen Grund habe ich. Doch den werde ich ihr nicht sagen. Jedenfalls jetzt nicht. Jetzt muß ich versuchen, das Gespräch zu beenden, sonst kommt es doch noch zu dem Streit, den ich vermeiden will... Da hatte er den rettenden Gedanken:

“Weshalb kaufst du dir nicht eine neue? Die Geschäfte haben doch noch geöffnet!”

“Ja, weshalb kaufe ich eigentlich keine neue?” Sie sah ihn forschend an, als vermute sie hinter seinen Worten eine Falle. Dann aber löste sich die Spannung in ihrem Gesicht, und etwas wie ein Lächeln durchzuckte ihre Augen und Wangen. “Vielleicht hast du diesmal sogar recht. Ich sollte mir eine neue kaufen. Dann muß ich mich aber beeilen!”

Eine Zeitlang stand Henry regungslos und wie in Gedanken vertieft da und sah ihr nach, wie sie mit energischen Schritten

davoneilte. Dann ging er zur Mülltonne, hob den Deckel und sah hinein.

“Irgendwo da unten”, sagte er halblaut vor sich hin, “bedeckt von Küchenabfällen, leeren Bierdosen, Milchbeuteln und Plastikflaschen, liegt sie nun begraben. Jemand muß sie da hineingeworfen haben. Weshalb nur? Weil er vor Jahren auf diese Maske hereingefallen ist? Auf dieses Pappmaché-Gesicht? Deshalb? Nein, nicht auf die Maske, auf das Gesicht, das die Maske verbarg. Aber das hätte ihn nicht so verzaubert, wäre es nicht zuvor von diesem verzerrten Lachen, diesen Faltenfächern um die Augen und dieser knolligen Nase bedeckt gewesen. In den Jahren danach hatte er ja noch etwas von dem Zauber gespürt, sobald sie auf dem Ball das Clowngesicht entfernte. Aber nur in den ersten Jahren... Jetzt hat er die Maske auf den Müll geworfen, wo sie hingehört. Zu den Abfällen. Wie eben alles, was unbrauchbar geworden ist. Denn selbst durch die Maske würde er jetzt ihr Gesicht sehen, wie er es Tag für Tag vor sich hat: noch immer schön, aber mit Mundwinkeln, die immer tiefer in das Kinn hinabsinken, vor allem aber entblößt von allem Zauber, der ihn einst so gefesselt hatte.”

Vorsichtig, als stünde sie hinter ihm und könnte aus seinem Verhalten Verdacht schöpfen, drückte er den Deckel auf die Mülltonne und ging zurück in den Garten. Dort begann er von neuem die Baumscheibe durchzurechen, und er hatte dabei das Gefühl, als zerkratzten die Zinken Farbe und Pappmaché. Er arbeitete unentwegt, bis er die runde Fläche schwarz und makellos glatt vor sich liegen sah.

Der Schriftsteller

Immer wieder frage ich mich, wer er ist. Er sitzt irgendwo hinter dieser Tür, vielleicht an einem Tisch, vielleicht vor dem Fenster mit dem Blick auf den alten Baum mit den weitausladenden Zweigen, die er mit der Hand erreichen könnte.

Ich höre nur das Klappern seiner Schreibmaschine, dieses Herunterrasseln von Buchstaben, das mir in den Ohren dröhnt, leiser und leiser wird und zu einem gleichmäßigen, aber noch immer aufdringlichen Geräuschband verschwimmt, wenn ich zu dem großen Gangfenster hinwandere und sich der Garagenhof und einzelne dahinkümmernde Büsche wie in einem Streifen aus den ersten Jahren des Stummfilms ruckweise in die spiegelnden Glasflächen emporschieben – wieder anschwillt zu diesen harten, hastigen Takten, die mir körperliche Schmerzen bereiten, wenn ich zurückgehe in Richtung auf die zweigeteilte, immer leicht hin und her schwingende Flurtür, die die Privatstation vom Rest der Klinik abtrennt, bis ich schließlich wieder in diesem klappernden Lärm stehe, auf die weiße, ungegliederte Fläche mit dem Messingknopf blicke, hinter der er an seiner Schreibmaschine sitzt, und mir zum hundertsten Mal die Frage stelle, was er schreibt, warum er schreibt. . . . Aber das werde ich wohl nie erfahren, denn die Tür bleibt geschlossen, solange ich auch in diesem unerträglichen Klappern ausharre, sie öffnet sich nicht, nicht für einen Augenblick, so daß ich hineinblicken und vielleicht aus irgendeinem Gegenstand, auf den zufällig mein Blick fiel, schließen könnte, was für ein Mensch er ist. Das zumindest möchte ich doch wissen – wenn ich ihn

vielleicht auch niemals sehen werde –, denn es würde mir die Fragen beantworten helfen, die mich seit Tagen bedrängen.

So aber höre ich immer nur das Klappern seiner Schreibmaschine, höre die Buchstaben auf das Papier schlagen, sich zu schmalen Bändern reihen, die auf dem weißen Blatt wie geradlinige parallellaufende Wege mit zahllosen Unterbrechungen dahinziehen, Wege, die plötzlich enden oder sich in der Unendlichkeit verlieren, was weiß ich, aber es sind Wege, die irgendwohin führen, irgendwohin oder nirgendwohin, sicher nirgendwohin. . .

Manchmal denke ich auch: Er hat das Farbband ausgeschaltet und die Buchstaben hinterlassen auf dem weißen Blatt nur eine schwache Spur, nur einen leichten Eindruck, den man nicht oder nur schwer entziffern kann. Wer weiß das? Vielleicht auch schreibt er gar nicht, formt keine Worte, reiht nur Buchstaben aneinander, vielleicht immer die gleichen Buchstaben, unendlich viele dieser schwarzen Reihen, die er jedesmal abbricht, wenn ihn das helle Glockenzeichen der Maschine daran erinnert, daß er den Rand des Blattes erreicht hat, und er blickt dabei aus dem Fenster in den breiten Baum, in das Gewirr der Zweige, und versucht es zu entwirren, diese braunen und schwarzen Zweige, die fast bis an das weiße Fensterkreuz ragen, es zu erreichen versuchen, aber nicht erreichen. . .

Oder er träumt davon, daß aus all diesen Buchstaben, diesen a und e und f und g, daß sich aus all diesen Buchstaben Worte formen, Worte, die er in sich zu tragen glaubt, die aber niemals auf dem weißen Papier erscheinen, so sehr er sich auch bemüht, sie in die Tasten seiner Schreibmaschine zu drücken. Vielleicht glaubt er gerade jetzt an dieses Wunder und blickt immer wieder, wenn er eine Seite gefüllt

hat, auf das Blatt und entdeckt doch nur die schwarzen Ketten nichtssagender Zeichen, nicht die Worte, spannt ein neues Blatt ein, immer wieder ein neues, und stets bleiben es Buchstaben, niemals werden es die Worte, von denen er geträumt hat. . .

Oder er reiht nur Wörter aneinander, Wörter, die er sich aus Büchern wahllos zusammenstellt oder die ihm zugeflogen sind, Wörter, die ohne Sinn zu sein scheinen, von denen er sich aber einen Sinn erhofft, die ihn vielleicht fremdartig anstarren, ihn ängstigen, erschrecken, die er aber dennoch, um sie zu bannen, auf das weiße Papier schlägt, mit kräftigem Druck auf die Tasten, weil er fürchtet, sie könnten sich sonst wieder von den Blättern lösen, seine eigenen Worte werden, und eines Tages stünde er mitten in einem Chaos sinnloser Worte, aus dem es kein Entrinnen mehr gäbe. . .

Oder er blickt nur vor sich hin, immer nur vor sich hin, nicht durch das Fenster, nicht auf die Zweige, nicht mehr auf die Zweige, die ihm lästig geworden sind, die er vergebens zu entwirren versucht hat, und sein Blick erreicht auch die Schreibmaschine nicht mehr, nicht mehr das Blatt, auf dem sich die Buchstaben noch immer zu diesen schwarzen Ketten mit den ungleich langen Gliedern reihen, er stößt auf eine unsichtbare Wand, die sich vor ihm aufgebaut hat oder verliert sich irgendwo im Raum vor dem Blatt, wie sich seine Gedanken irgendwo verloren haben, die er jetzt wiederzufinden versucht, seine Gedanken, die vielleicht längst durch das offene Fenster entwichen und schon so weit von ihm entfernt sind, daß er sie nicht mehr erreichen kann, niemals mehr erreichen, und er sinnt darüber nach, warum er das Fenster nicht geschlossen hat, denn hätte er es geschlossen,

dann hätten die Gedanken nicht entweichen können, diese Gedanken. . . , während er noch immer die Tasten schlägt in diesem aufdringlichen, harten Rhythmus. . .

Vielleicht sitzt er dann eines Tages vor den zahllosen Blättern mit den schwarzen Zeichen, überfliegt sie, hofft, irgendwo das zu finden, was er sagen wollte, überfliegt Blatt für Blatt, legt all die Blätter, die er in jahrelanger Fron an der Schreibmaschine mit den schwarzen Zeichen gefüllt hat, sorgfältig aufeinander, legt sie immer langsamer aus der Hand, weil er fürchtet, das letzte Blatt und die letzte zerstörte Hoffnung könnten zu bald vor ihm liegen, bis das dann eines Tages dennoch geschieht, und er, nachdem er das letzte Blatt bis zum letzten Buchstaben noch einmal, vielleicht auch mehrmals durchgelesen hat, erkennt, daß sich nirgends dieses eine Wort auf die zahllosen Blätter verirrt hat. . . Vielleicht beginnt er nach einiger Zeit von neuem zu lesen, vielleicht gibt er die Hoffnung nicht auf, obwohl er weiß, daß es für ihn schon lange keine Hoffnung mehr gibt, er gibt nicht auf, liest und liest, bis er eines Tages vor seiner Schreibmaschine zusammensinkt.

Vielleicht öffnet man dann die Tür, hinter der er jetzt noch immer die Tasten schlägt, unermüdlich, hastig, als könnte ihm ein Wort verloren gehen, vielleicht öffnet man dann die Tür, Menschen dringen in sein Zimmer ein, und einer ist unter ihnen, der zu lesen beginnt, vielleicht gar nicht allzu lange liest, vielleicht schon auf dem ersten Blatt entdeckt, was er vergeblich auf den zahllosen Blättern, die seinen Schreibtisch füllen, zu entdecken hoffte: Worte, die ihn bewegten, vielleicht nur das eine Wort, das ihn tage- und nächtelang an den Schreibtisch gefesselt hatte, das er

aber nicht fand, aus irgendeinem Grund nicht fand, vielleicht weil er, getrieben vom Geklapper der Tasten, immer schon an das nächste Wort dachte, oder, während er las, an die schwarzen Zweige vor dem Fenster, an das Gewirr von schwarzen Zweigen, das er nicht entwirren konnte.

Dr. Klaus Siegmund, drei Jahrzehnte Lehrer an einem Augsburger Gymnasium, seit 1983 im Ruhestand, hat im Laufe seines Lebens zahlreiche Texte verfasst, aber nicht veröffentlicht. Hier erscheint nun eine erste Auswahl aus seinen Kurzgeschichten; für 'Die verlorene Maske' erhielt er 1995 einen Literaturpreis.